

gt aber
326 283
einzel
m in n
ine An-

ir 1899

2. 2. 11.

nd Ma-

che Ab-

sonstige

23. 189

Telefon

11. 11.

schlagen

11. auf

gleich

die mit

e und

auf die

Prozent

rückere

ent ge-

11. 11.

er ver-

ersten

er wert-

11. 11.

so, wie

schlich

ne Er-

umfähe

22. 75

ch mit

vorhand

er Spe-

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

11. 11.

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 7. Juni 1931.

Der Heilige vom Berge.

Von Serena Flohr.

Seitdem er ihn zum erstenmal gesehen hatte, an einem Sommertag, dort oben auf dem Berg, in der lichten Höhe, wo die letzten kümmerlichen Bäume nur noch vereinzelt stehen, seitdem hatte der Doktor Kassian Ueberegger seine Ruhe mehr. Immer wieder sah er das feine, himmelwärts gerichtete Antlitz vor sich, sah er den edlen Haltungen des Mönchsgewandes, das die schlanke Gestalt umhüllte. Einsam stand er da oben in seiner Schönheit, Wind und Wetter preisgegeben, nur von den Zweigen einer schwächlichen Fichte geschützt. An den Stamm dieses Baumes, in Mannerhöhe, auf einem Brettlchen stehend, war er angenagelt — Gott mochte wissen, wie lange schon —, der holzgeschnittenen Heilige! Die Hände, die ihn geschaffen hatten, Künstlerhände, auf einem Brettlchen stehend, war er angenagelt — Gott mochte wissen, wie lange schon —, der holzgeschnittenen Heilige! Die Hände, die ihn geschaffen hatten, Künstlerhände, auf einem Brettlchen stehend, war er angenagelt — Gott mochte wissen, wie lange schon —, der holzgeschnittenen Heilige!

Der Doktor Kassian Ueberegger aber hatte ihn nicht überleben, er war erstaunt nähergetreten und hatte weitgeöffneten Auges auf die Holzfigur gestarrt, auf der kleine Sonnenflecke zitterten, die sich durch die Zweige des Baumes hindurchgestoben hatten. Die Zeit hatte das Holz in silbriges Grau gewandelt, es war glatt und glänzend wie Seide geworden. Die rechte Hand der Figur war abgebrochen, vielleicht war sie hegend erhoben gewesen, die linke, eine schöne, schmalgliedrige Hand, hielt ein Buch. Es war keiner von den bekannten Heiligen, die man überall sehen kann, und Kassian Ueberegger wusste nicht, wie er heißen mochte, aber daran dachte er gar nicht. Ihn, der sein Leben mehr zwischen den toten Dingen der Vergangenheit verbrachte als unter lebendigen Menschen, fesselte nur die reizvolle Schönheit dieser alten Holzfigur, die er so plötzlich und gänzlich unerwartet hoch oben in der Berg-einsamkeit entdeckt hatte.

Seither war kaum ein Tag vergangen, an dem er nicht an den Heiligen denken mußte, erst grübelnd und sinnierend, wie er wohl dort hinaufgekommen sein mochte, dann mit einer leisen Sehnsucht, ihn wiederzusehen und schließlich erwachte der Wunsch in ihm, das Kunstwerk zu besitzen. Und dieser Wunsch wuchs und wuchs, ließ sich nicht unterdrücken, wurde groß, fordernd, zwingend. Aber an wen sollte er sich wenden, um es erwerben zu können? Ja, hatte es denn überhaupt einen rechtlichen Besitzer? Und Nachfrage halten, hieß das nicht, die Leute unnötig aufmerksam machen? Wenn irgendeiner hinginge und es holte, um es zu Geld zu machen! Wenn es verloren ginge, untertauchte in habgierigen Händlerhänden! Schon der Gedanke allein erschien ihm unerträglich.

Der Doktor Kassian Ueberegger kämpfte hart mit den zwei Seelen, die auch in seiner Brust wohnten, er kämpfte gegen Vermutungen, die er gar nicht gekannt hatte, weil aufzutreten sie in seinem Leben bisher noch nie Grund gehabt. Er wehrte sich tapfer, bis zur Erschöpfung, aber zuletzt unterlag er doch. Denn sein Verlangen war so groß und unabdingbar geworden, daß es ihm völlig überwältigte. Er konnte nicht mehr anders, er mußte es tun, über alle Bedenken von Recht und Moral hinweg.

Kassian Ueberegger stieg nochmals auf den Berg und holte sich den holzgeschnittenen Heiligen. Mit zitternden Händen und doch in aller Vorsicht nagelte er ihn los vom Baume, tat ihn, sorglich in Fichtenzweige gebettet, in seinen großen Kufack und wanderte durch weite Strecken blühender Alpenrosen, die ihr leuchtendes berauschendes Rot in dieser Einsamkeit unter blauem Himmel verschwenden, mit seiner felsigen Last talwärts.

Der herbe frische Geruch der Fichten erfüllte sein Zimmer, als er die Figur enthüllte und vor sich auf den Tisch stellte. Ja, da stand er nun, der Heilige, in der heiteren Schönheit seiner sanften Züge, und sein Auge, das so lange Zeit durch die Zweige des Baumes nur den Himmel geschaute, blinzelte jetzt zur nüchternen weißen Decke des Zimmers empor.

Der Doktor umkreiste ihn still und stumm, betrachtete ihn von allen Seiten, legte ihm zärtlich die Hand aufs Haupt und ließ sie dann in scharfer Lieblosigkeit über die prächtigen Falten der Kutte gleiten. Eine unaussprechliche Freude über den Besitz erfüllte ihn, er konnte sich nicht sattsehen an der Statue und nahm sie, als er zu Bett ging, mit sich in das Schlafzimmer, wie Kinder tun, um sie am anderen Morgen beim Erwachen als erstes wiederzusehen.

Am nächsten Tag dann suchte er einen Platz für seinen kostbaren Schatz und fand ihn schließlich in einem alten Eckschränken. Er räumte es aus, stellte die Figur hinein und verschloß die Türe. Niemand anderes sollte sie zu Gesicht bekommen.

Da stand nun der Heilige vom Berge, der nur Lust und Licht, Sonne, Regen und Schnee gekannt hatte, den der lustige Bergwind umfächelt und schwerer Sturm umbraut hatte, der nur den weiten Himmel oder sich gesehen, der grüne Matten, blühende Alpenrosen oder weisheitserfüllten Schnee zu seinen Füßen gewöhnt gewesen, da stand er, ach, in einem engen dunklen Verließ, lange Zeit! Ab und zu holten ihn wohl seine Geliebtenhände behutsam heraus, brachten ihn in helles Licht, streichelten und liebten ihn, entsättigte Augen betrachteten ihn und freuten sich seines Anblicks, aber dann mußte er doch wieder in den finsternen Raum zurück und leise knurrend schloß sich eine Tür.

Die Zeit ging dahin, und des Doktors Jubel über den Besitz der Holzstatue hatte einer tiefen, stillen Freude Raum gemacht. Aber so nach und nach, ganz langsam nur, aber doch, meldete sich das leidige Gewissen. Eigentlich — taunte es laut und rüchloslos — war es Diebstahl, ja wohl, Diebstahl an der Natur. Wenn er auch keinem Menschen ange-

hören mochte, der Heilige — oben auf dem Berge hatte ihn die Natur befehlen. Er war eins gewesen mit Sonne, Luft und Licht, er war ein Teil der Bäume, der grünen Matten, der roten Alpenrosen, der Gräser, der Steine gewesen. Alles dort oben kannte ihn seit langer, langer Zeit, war vertraut und befreundet mit ihm. All dem war er jäh und fraglos entrissen worden.

Wenn Kassian Ueberegger diese Gedanken überkam, pflegte er verklärten Sinnes die Figur aus dem Schrank zu nehmen, und dann spähte er schmerzlich besorgt in das feingeschnittene Gesicht. Ob er ihm zürnte, der Heilige, daß er ihn seiner Freiheit beraubt? Nein, nein, er blinzelte so ruhig und gelassen wie immer, blinzelte sanft, still und fremd wie am ersten Tag zur Zimmerdecke hinauf. Und mit einem Seufzer der Erleichterung stellte er ihn wieder zurück an seinen Platz. Aber das Gewissen gab keine Ruhe, die Zweifel regten sich immer wieder, die Freude litt darunter, sie froh in sich zusammen, wurde klein und ängstlich, verschwand zuletzt.

Schöner Sonntagmorgen.

Von Franz Dingeldey.

Schon ist die Erde froh belebt
und feierlicher Vogelsang
durchströmt den Wald und schwebt
zum Himmel auf wie Jubelklang.

Und wunderbarlich öffnet sich
der Freude goldgeschmückte Tor.
Sie ruft und lockt dich inniglich
aus diesem Schlaf und Traum empor.

Laß durch den schönen Morgen weilt
dein Herz und deine Schritte gehn.
Und laß dich von der Fröhlichkeit
der zauberhaften Welt durchwehn.

Die heitere Gelassenheit, mit der Kassian Ueberegger seit seines Lebens so manches Schwere, das auch ihm aufgebürdet wurde, zu überwinden vermocht hatte, wich immer mehr einer merkwürdigen Unruhe und Zerkahrenheit. Seine Kollegen und Freunde wurden aufmerksam, wunderten sich, zeigten sich besorgt, fragten, erfuhren nichts als halbe Ablehnung, suchten die Ursache, wandten sich ab. Der Doktor begann als schrullenhaft zu gelten, man ging ihm lieber aus dem Wege. Sie wußten ja alle nicht, daß ihm eine Schuld bedrückte, von der er zu niemand sprechen konnte, die er im geheimsten zu tragen hatte.

Bis es so weit war, daß er begriff, es bliebe ihm kein anderer Ausweg, als sich dieser Schuld zu entlasten, um wieder ruhig leben zu können. Und so kam es, daß er eines Tages — etwa ein Jahr nachher —, schweren Herzens, aber der Not in seinem Inneren gehorchend, von seinem Gewissen bezeugend, die Figur wiederum sorgfältig in seinen Kufack verpackte, Hammer und Nägel dazutat und auf den Berg stieg, von wo er sie geholt.

Es war ein schwüler Sommertag und der Doktor leuchtete sehr, als er bergauf ging. Wieder schritt sein Fuß zwischen den feurigen Blüten der Alpenrosen dahin, immer weiter, steil hinauf, bis er nach einigem Suchen die Fichte wiederfand. Er öffnete den Kufack, nahm die Figur heraus und

stellte sie auf das Brettlchen, das er damals am Stamm des Baumes gelassen hatte. Mühsam, mit ungeschulten Händen, nagelte er den Heiligen wieder an den Baum. Jeder Hammerschlag schmerzte ihn, und mit jedem Nagel, den er einschlug, wußte er, daß er Stück um Stück der geliebten Statue verlor.

Als er endlich seine schwierige Arbeit beendet hatte, ließ er sich ganz erschöpft auf den Boden nieder, streckte sich in dem dünnen Berggras aus und schaute hinauf zu dem Heiligen. Da war er also wieder auf seinen alten Platz zurückgekehrt, stand wieder unter den schützenden Zweigen und der Doktor wartete darauf, in seinem Inneren nun endlich die Erleichterung von dem schmerzhaften Druck zu empfinden, der zuletzt so unerträglich schwer auf ihm gelastet hatte. Aber die tiefe Trauer um den — wenn auch freiwilligen — Verlust seines Schatzes erfüllte ihn so gänzlich, daß kein anderes Gefühl aufkommen konnte. Er vermochte sich nicht von ihm zu trennen, konnte sich nicht entschießen, den stillen Fiedel zu verlassen. Er bemerkte es nicht, daß hinter der Kuppe des Berges dicke, schwarze Wolken heraufzogen, und erst ein drohendes Donnerrollen rief ihn aus seiner Versunkenheit. Da freilich hastete er in die Höhe und packte seine Sachen zusammen. Noch einmal glitt seine Hand abschiednehmend über das glatte graue Holz, noch einmal schaute er in das friedvolle Gesicht, dann eilte er abwärts. Er wußte, es wäre nicht gut gewesen, hier oben vom Unwetter überrascht zu werden. Aber die schweren Wolken waren noch rascher als seine Füße, sie frohen groß und mächtig über den Himmel, löschten die Sonne aus und hüllten die Gegend in unheimliches Dämmerlicht. Das Berggras wurde grau und die roten Alpenrosen verloren all ihr frohes Leuchten. Kassian Ueberegger eilte in großen Sprüngen bergab, er stolperte über Steine und über die Wurzeln der Felsen, er konnte sich nicht die Zeit nehmen, auf den Weg zu achten. Er war atemlos und verspürte eine wachsende Müdigkeit, er wäre so gerne stehen geblieben, um auszuhaun, aber das immer näher kommende Gewitter jagte ihn mitteilungslos weiter.

Der Doktor war kein kräftiger Mensch und die Ausregungen des letzten Jahres hatten ihm arg zugeeignet. Der heutige, allzu rasche Aufstieg hatte ihn überanstrengt, die Trennung von der Holzfigur war ihm so bitter schwer geworden, alles dies hatte seine ganze Widerstandskraft erschüttert.

Das Wetter brach jetzt los, mit unerhörter Gewalt entlud es sich. Bliz auf Bliz, Donner auf Donner folgte und der Regen stürzte in Strömen herab. Verwirrt und hilflos taumelte der Doktor weiter, er kam vom schmalen Weg ab, merkte es nicht, denn in fast körperlichem Schmerz dachte er wie ein Kind an den Heiligen, der jetzt dort oben allein dem Wüten der Naturgewalt preisgegeben war. Hatte er ihn doch in der Geborgenheit seines Zimmers gelassen! Trotz seinen angenagelten Schuhen glitt er auf dem nassen Gras immer wieder aus, rutschte sich hoch, stolperte weiter, fiel wieder hin, stand auf, bis es ihm einmal mit aller Gewalt hinwarf. Er fiel nach rückwärts, sein Kopf schlug hart auf einen scharfkantigen Stein, sein Herz tat einen raschen harten Schlag. „Der Heilige, — mein Heiliger —“ ging es noch einmal voll Schmerz und Sehnsucht durch sein Denken, durch sein Fühlen, dann wußte er nichts mehr —

Das Wetter tobte sich mit Riesengewalt aus, dann zog es davon, ebenso rasch wie es gekommen war. Die Sonne kam wieder hinter den abziehenden Wolken hervor, das Gras wurde wieder grün und die Alpenrosenblüten strahlten schon wieder in ihrem jubelndem Rot. Am Stamm der Fichte lehnte die hölzerne Statue. Die Linke hielt das Buch an den Leib gedrückt, von der silbergrauen Kutte rieselten die letzten Regentropfen zu Boden, und über das feine stille Gesicht, das durch die Zweige hindurch den Himmel zu suchen schien, glitt ein goldener Sonnenstrahl. Unter Bliz und Donner hatte die Natur ihr Eigentum wieder an sich genommen. Der Heilige vom Berge war heimgekommen! Und alles war, wie es gewesen, als sei niemals etwas geschehen.

Nur unten, wo der geschlossene Wald beginnt, lag mit weitoffenen Augen, die nichts mehr sahen, lag tot der Doktor Kassian Ueberegger.

Die Welt der Frau.

Mutter und Sohn.

Menschliche Bekenntnisse.

Aber die Mutter hat wohl jeder so viel zu sagen, daß es ihm den Atem verschlägt. Alles, was einem Menschen von Kind auf Gutes geschieht, stammt von der Mutter. Wenn es für alles Erstaunen gibt auf Erden, eine Mutter ist nicht zu ersehen. Die unermessliche Fülle ihres Herzens beginnt sie auszuströmen, wenn das Kind noch den Schlaf des Unbewußten schläft. Und wenn sie es dann geboren hat, dann heißt Mutter sein für sie nichts anderes, als das eigene Leben zum zweiten Male leben, den eigenen Reichtum ausschütten auf den werdenden Menschen. Erst mit ihrem letzten Atemzug verläßt dieser Strom der Mutterliebe.

Wenn der Knabe längst zum Mann, das Mädchen zur Frau geworden ist, dann klettert sie sich in ihren dunkelsten Stunden zur Mutter. Eine Sammlung von Bekenntnissen berühmter Männer und Frauen hat Otto Winter veranfaßt und unter dem Titel „Meine Mutter“ bei Enklin & Laibins Verlagshandlung, Neutlingen, herausgegeben. Aus diesem schönen Buche sei nachstehend ein Brief von Johanna Schopenhauer, Schopenhauers Mutter, an ihren Sohn wiedergegeben. Der Brief stammt

aus dem Oktober des Jahres 1806 und er ist charakteristisch dadurch, daß er einen Bericht über die Beirat Goethes mit Christiane Vulpius gibt.

„So weißt Du, daß ich — Angst und Furcht abgerechnet — nichts gelitten habe, und ich bin an Erfahrung und praktischer Lebensweisheit reicher geworden. Ich möchte jetzt, da es überstanden ist, jene Tage des Schreckens nicht weggelassen; denn wer sieht nicht gern auf überstandene Stürme zurück?“

Goethe hat sich Sonntag mit seiner alten geliebten Vulpius, der Mutter seines Sohnes, trauen lassen. Er hat gesagt, in Friedenszeiten könne man an den Gefahren wohl vorbeigehen; in Zeiten wie die unsern müßte man sie ehren. Den Tag darauf schickte er Dr. Riemer, den Hofmeister seines Sohnes, zu mir, um zu hören, wie es mir ginge. Denselben Abend ließ er sich bei mir melden und stellte mir seine Frau vor. Ich empfing sie, als ob ich nicht wüßte, wer sie vorher gewesen wäre; ich denke, wenn Goethe ihr seinen Namen gibt, können wir ihr recht eine Tasse Tee geben. Ich sah deutlich, wie sehr mein Benehmen ihn freute. Es waren noch einige Damen bei mir, die erst formell und steif waren und hernach meinem Beispiel folgten. Goethe blieb fast zwei Stunden und war so gesprächig und freundlich, wie man ihn seit Jahren nicht gesehen hat. Er hat sie

nach zu niemand als zu mir in Person geführt. Als Fremden und Großstädterin traut er mir zu, daß ich die Frau so nehmen werde, als sie genommen werden muß. Sie war in der Tat sehr verlegen; aber ich selbst half ihr bald durch. In meiner Lage und bei dem Ansehen und der Liebe, die ich mir in kurzer Zeit erworben habe, kann ich ihr das gesellschaftliche Leben sehr erleichtern. Goethe wünscht es und hat Vertrauen zu mir, und ich werde es gewiß verdienen. Morgen will ich meinen Gegenbesuch machen“.

Robert Schumann schrieb am 28. April 1928 an seine Mutter:

„Hier sitz ich, geliebte Mutter, in einem Kreis von bayerischen Bürgern und denke an mein treues Zwidau. Ist man im Vaterlande, so lehnt man sich hinaus; ist man im fremden Lande, so denkt man wehmützig an die geliebte Heimat. Und so ist durchaus im menschlichen Leben. Das Ziel, das man einmal erstrebt hat, ist kein Ziel mehr, und man sieht und strebt und sehnt sich immer höher, bis das Auge bricht und die Brust und die erschütternde Seele schlummernd unter dem Grabe liegt.“

Ich denke oft an Dich, meine gute Mutter, und an alle die guten Sprüche, die Du mir in das stürmische Leben mitgibst. Gute Mutter, ich habe Dich oft beleidigt. Ich verkannte oft, wenn Du das Beste wolltest. Verzeihe dem stürmischen, aufbrausenden Jüngling, was er jetzt durch gute und edle Taten, durch eine tugendhafte Lebensweise gut machen will! Die Eltern haben ein Leben von dem Kinde zu fordern. Der Vater schlummert schon. Dir, meine teure Mutter, bin ich nun um so mehr schuldig. Ich habe die Schuld für ein mir glücklich bereitetes Leben, für eine heitere, wolkenlose Zukunft Dir allein abzutragen. Möchte das Kind sich dieser Schuld würdig finden und zeigen, daß es die Liebe einer guten Mutter ewig, ewig durch tugendhaften Lebenswandel erwidert! Möchtest Du aber auch, wie immer, mir eine gute, verzeihende Mutter sein, eine milde Richterin des Jünglings, wenn er sich vergangen, und eine schonende Ermahnerin, wenn er zu sehr aufbraust und tiefer in die Labyrinth des Lebens sinken sollte! Jean Paul sagte: „Freundschaft und Liebe geben verhilft und mit verschlossenen Lippen über diese Kugel, und kein Mensch lagert dem andern, wie er ihn liebt; denn der innere Mensch hat keine Zunge. Aber Kindesliebe möge nicht verschleiern über diese Erde geben und laut und offen sagen, wie sehr es das Elternherz verehrt und die Liebe mit Andeutung erwidert!“

Mein Brief ist verworren. Ich fühle es. Du kennst mich aber, und ich kenne Dich, und Du wirst den liebenden Sohn verstehen, der seine Gefühle nur in dunkle, tote Laute zu küssen weiß. Bleib mir denn gut, meine Mutter! —“

Ein anderer großer Musiker, Richard Wagner, richtete aus Karlsbad im Jahre 1885 an seine Mutter einen Brief, der ebenfalls ein Opusculum der Liebe zur Mutter darstellt:

„Nur an Dich, liebste Mutter, denke ich mit der innigsten Liebe und der tiefsten Rührung zurück! Ich weiß wohl, Geschwister geben ihren eigenen Weg. Jedes hat sich und seine Zukunft und die Umgebungen, die mit beiden zusammenhängen, im Auge. Es ist so, und ich fühle das selbst. Es ist eine Zeit, in der sich eine Trennung von selbst findet. Wir gehen dann in unseren gegenseitigen Beziehungen nur noch vom Standpunkte des äußeren Lebens aus. Wir werden untereinander befreundete Diplomaten. Wir schweigen da, wo es uns flug erscheint, und sprechen da, wo es unsere Ansicht von der Sache verlangt, und wenn wir voneinander entfernt sind, sprechen wir am meisten. Ich, wie steht doch über alledem die Liebe einer Mutter. Ich gehöre auch zu denen, die nicht immer so sprechen können, wie es ihnen im Augenblick ums Herz ist. Sonst würdest Du mich wohl oft von einer viel weiseren Seite kennen gelernt haben. Aber die Empfindungen bleiben dieselben, und ich, Mutter, jetzt, da ich von Dir fort bin, übermüht mich die Gefühle des Dankes für Deine herrliche Liebe zu Deinem Kinde, die Du ihm zuletzt wieder so innig und warm an den Tag legtest, so sehr, daß ich Dir in dem zärtlichsten Tone eines Verliebten gegen seine Geliebte davon schreiben und lagen möchte. Ich, aber weit mehr! Ich denn nicht die Liebe einer Mutter weit mehr, weit unbesiegt als jede andere? Nein, ich will hier nicht philosophieren! Ich will Dir nur danken und wiederum danken. Und ich möchte Dir gern alle die einzelnen Beweise Deiner Liebe aufzählen, für die ich danke, wenn es nicht deren zu viel wären. Weiß ich doch, daß gewiß kein Herz so innig teilnahmte, so sorgenvoll mir nachgedacht wie das Deine, ja daß es vielleicht das einzige ist, das jeden meiner Schritte bewacht, und nicht etwa um fast über ihn zu urteilen, sondern um ihn in Dein Gebet einzuschließen. Warst Du nicht immer die Einzige, die mir unverändert treu blieb, wenn andere, bloß nach den äußeren Ergebnissen aburteilend, sich von mir wandten?“

Das Volk in der Wiege.

Säuglingssterblichkeit und Säuglingspflege.

Die Säuglingspflege ist eines der wichtigsten Kapitel in der gesamten Bevölkerungspolitik. Denn zu den Zielen einer planvollen und umfassenden Bevölkerungspolitik gehört die Fürsorge für den Nachwuchs, für die Kommen des Geschlechtes des Volkes, in keinem geringeren Maße als etwa die Sorge um die natürliche Bevölkerungszunahme. Ein gesunder Nachwuchs erfordert aber die sorgfältigste Pflege gerade des jüngsten Volkstums, des Volkes in der Wiege.

Von welcher Wichtigkeit hierbei die durch öffentliche und private Stellen geradezu in ein großes und erfolgreiches System gebrachte Säuglingsfürsorge ist, beweisen die Zahlen der Bevölkerungsstatistik in den letzten Jahrzehnten. Erschütternd ist es, wenn man sieht, daß die Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahr noch in den Jahren vor 1905 bei über 20 auf je hundert Lebendgeborene lag. 1903 lag von 100 lebendgeborenen Knaben im 1. Lebensjahre 22,0 gestorben; 1904 sind von 100 lebendgeborenen Knaben im 1. Lebensjahre 21,2 gestorben; 1905 sind von 100 lebendgeborenen Knaben im 1. Lebensjahre 22,2 gestorben. Bei den Mädchen lagen die Todesfälle nicht ganz so zahlreich, bewegten sich aber im Durchschnitt dieser Jahre ebenfalls noch bei ungefähr 18 vom Hundert.

Seit 26 Jahren hat eine großzügige Fürsorge hier bei der Säuglingspflege eingesetzt, die auf Anregung der ehemaligen Kaiserin ihren Mittelpunkt in dem Kaiserin-Auguste-Victoria-Haus zu Charlottenburg gefunden hat. Hand in Hand mit dieser für die ganze Welt vorbildlich geordneten Anstalt haben Behörden und gemeinnützige Privatvereine, namentlich der Vaterländische Frauenverein, die Säuglingsfürsorge und Mütterberatung durch das ganze Reich organisiert.

Die Erfahrung von Ärzten und Müttern hat sich hierbei zu einer großen gemeinsamen Leistung vereint, mit einem Erfolge, der wiederum durch die zahlenmäßigen Nachweise in die Augen springt. Betrug zum Beispiel die Säuglingssterblichkeit auf 100 lebendgeborene ostpreussische Kinder im

Jahre 1913 noch 18,5 Gestorbene, so sank diese Ziffer bis 1925 auf 11,5, bzw. 1926 — 12,0, 1927 — 11,5, 1928 — 10,2 und 1929 — 10,5 Gestorbene im 1. Lebensjahre. In Ober-Schlesien ist das Verhältnis ähnlich günstig, die Sterblichkeit sank von über 20 Prozent auf 13—13½ Prozent. Selbst in der Rheinprovinz mit ihren an und für sich schon früher günstigen Sterblichkeitsziffern unter den Säuglingen ist ein bemerkenswerter Rückgang von 12,7 auf 8 bis 8,5 vom Hundert im gleichen Zeitraum zu beobachten gewesen. In der Reichshauptstadt gar von 13,7 auf 8 bis 8,5 Proz. Der Reichsdurchschnitt machte demgemäß gegenüber 15,1 im Jahre 1913 nur noch 9,6 vom Hundert im Jahre 1929 aus.

Anfangs lag die Durchführung der Mütterberatung fast ganz in der Hand des Vaterländischen Frauenvereins, der 1900 über 722 Fürsorgestellen betreute und außerdem in 828 Mütterberatungsstellen gemeinschaftlich mit den Jugendämtern arbeitete. Diese Stellen werden von den Städten oder Landkreisen unterhalten. Dazu kommen noch 25 Mutterhäuser die der Frauenverein selbst und 3 weitere, die er zusammen mit Sanitätskolonnen vom Roten Kreuz geschaffen hat. Vor allem in diesen Mutterhäusern wird die Ausbildung der Säuglingspflegerinnen vorgenommen, in deren Hand die verantwortliche Aufgabe der Fürsorge und Pflege für das kleine Völkchen in der Wiege gelegt ist. Besonderer Mittelpunkt der Schwesteranausbildung ist das große Mutterhaus für Säuglingspflegerinnen in Hannover geworden.

Die Mütterberatungsstellen, die in Frankreich noch vor den unsrigen eingerichtet worden waren, müssen als vorbildlich angesehen werden. Dort, wie meist im übrigen Ausland liegt die Säuglingsfürsorge fast ganz in der Hand von privaten gemeinnützigen Vereinen. Ein Blick auf die Ziffern der Säuglingssterblichkeit im Auslande lehrt, wieviel auf der ganzen Welt in den letzten beiden Jahrzehnten geleistet worden ist. Im Durchschnitt der letzten Jahre betrug die Sterblichkeit der Erstgeborenen in Frankreich 9 auf je 100 Lebendgeborenen; in England lag die Ziffer bei 7 Gestorbenen, während sie in Italien 12,5 und in Japan sogar noch 14 ausmachte. Hervorragendes ist in kleineren Ländern mit einer durchschnittlich hochzivilisierten Bevölkerung geschaffen und geleistet worden. So beträgt auf Grund dieser immer planvoller ausgebauten Mütterberatung und Säuglingsfürsorge die Sterblichkeitsziffer in den Niederlanden und in Schweden nur noch etwa 6, in der Schweiz 5,5 und in Norwegen gar nur 5 Gestorbene im ersten Lebensjahr von je hundert Lebendgeborenen.

Ein Besuch im Kaiserin-Auguste-Victoria-Haus zeigt, wozu die Hauptbestrebungen in der modernen Säuglingsfürsorge gerichtet sind. Sauberkeit, Luft, Licht, zweckmäßige Ernährung und genügende Bewegung unter ständiger Beratung und Aufsicht durch geschulte Persönlichkeiten, wie es auch in den 6 Wanderausstellungen des Vaterländischen Frauenvereins immer wieder zur allgemeinen Belehrung vorgeführt wird. Für die Vortrefflichkeit der Gesamteinrichtungen bürgt schon die Tatsache, daß ausländische Fachleute und Studienkommissionen fortgesetzt die Charlottenburger Zentralfürsorge der deutschen Säuglingsfürsorge besuchen und daß die Japaner nichts Besseres zu tun können glauben, als ihre eigenen Fürsorgeeinrichtungen vollständig an dem Muster der deutschen zu orientieren.

Sommerhüte mit Blumenschmuck

Saben Sie mal probiert, wie droßig und stilwidrig eine kleine Hutkappe zum weiten und langen Sommerkleid aussieht? Man mag die großen Hüte als unbequem zur Tageskleidung empfinden (sie sind ja auch nicht dazu bestimmt!), zum nachmittäglichen Auszug gehören sie aber unbedingt, denn man wird sich ja darin howieo gemessener bewegen als im einfachen Laufkostüm. So zeigen denn die Modistinnen eine Serie großer Sommerhüte, die vom mittleren Glodenhut bis zum Riesengebilde alle Größen einschließen.

Wird nicht jede Dame für den übergroßen Garten- und Strandhut Verwendung haben. Er ist deshalb so kon-

struiert, daß er sich aus zwei Teilen, einem Stridmüschchen und einem großen Strohrand, der darübergezogen wird, zusammensetzt. Wenn man sich solchen Modehut für die Ferien selbst anfertigen möchte, wird man das Müschchen häkeln und den großen Rand aus Leinenbattist nähen oder aus Bast selbst flechten und den Außenrand mit durchgezogenem, nicht rostenden Draht absteifen. Als Gebrauchshut für ein hübsches Sommerkleid sind Capeline-Formen zu empfehlen, die aus



Oben: Großrandiger, weißer Panamahut mit Ripsbänderverzierung. — Links: Capeline-Mode mit Bänderverzierung und Blumenkranz. — Rechts: Seidenkappe mit festlichem Blumenschmuck.

so weichem Stroh bestehen, daß man die Form durch Drücken und Ziehen zu jedem Kleidtyp verändern kann. Wer sich nicht mehrere große Sommerhüte leisten darf, wählt am besten einen dunkleren Hut und garniert ihn mit Band und Blumen von Fall zu Fall selbst.

Es gibt auch wieder Hüte aus Korbhaas- und Strohspeigen. Sie sind eigentlich nur für sehr düstige Seiden-Chiffonkleider erdacht. Die großen und mittelgroßen Glodenhüte aus feinem Stroh sind nicht weniger schwer. Die Köpfe dieser Hüte werden immer niedriger, so daß man sie schon ein wenig in den Nacken schieben muß, um den hübsch geschwungenen Rand zur Geltung zu bringen. Oft ist dieser Rand mit dem Stroh farblich passender Seide unterfüttert, was einem frischen Gesicht sicher gut steht. Zu geblühten Sommerkleidern sieht als Hutgarnierung ein Blumenkranz in Art und Farbe der auf den Stoff gedruckten, einheitlich und geschmackvoll aus.

Wer sich noch nie im Putzmachen versucht hat, sollte sich diesmal an eine kleine flotte Seidenkappe in absoluter Phantasieform wagen, für die man den Kopf fertig laufen kann. Das Umlegen der Bekleidung in Zirkeln und Schleifen geschieht auf dem Kopf, so daß die Kleidbarkeit sich leicht ausprobieren läßt. Und zur Garnierung braucht man nur eine helle Blumenranke, die wiederum farblich zum Kleid zu passen hat. Blumen und Bänder sind der beliebteste Auszug für Sommerhüte.

Der Jugendfreund.

Haischeispiel bei den Malayen-Kindern.

So verschiedenartig auch die Spiele der Menschen sind, der alten sowohl wie der jungen rund um den Erdball herum, so kommt doch gerade das Verstecken und das Fangen, das Haischeispiel oder „Jed“, auf der ganzen Welt vor. Schon bei Tieren ist es zu beobachten. Katzenartige Tiere bevorzugen die erste Art, hundeartige die zweite. Die einen beschleichen sich lieber, die anderen jagen lieber hintereinander her.

Und gerade das Fangen und Einkriechen läßt sich auf verschiedenste Weise abwandeln, man könnte fast meinen, der Charakter der verschiedenen Völker drücke sich in diesen Variationen aus. Eine sehr hübsche und sicher originelle Art haben sich die kleinen braunen Malayenmädchen ausgedacht. Sie rennen nicht wie bei uns hintereinander her, sondern sie lassen sich paarweise bei der linken Hand. Nun muß jede der Spielerinnen versuchen, die Gegnerin mit den Fingerpitzen der Rechten auf dem rechten Oberarm zu berühren. Das ist gar nicht so leicht, wie man zuerst glau-



Während sie herumwirbeln, versucht jede Spielerin mit der rechten Hand, die Gegnerin auf dem rechten Oberarm zu berühren.

ben mag. Die Kinder laufen umeinander herum, drehen sich, als ob sie zusammen tanzen wollten, suchen sich mit der Linken voneinander abzuwürgen, deden sich den rech-

ten Oberarm und greifen weit aus, um dem Gegner die ausschlaggebende Berührung zuteil werden zu lassen. Viel Kraft und Gewandtheit gehört dazu. Sie fassen sie fugein übereinander weg, sie stehen wieder auf, und das Spiel geht weiter. Die linken Hände dürfen sich nicht trennen, sonst ist das ein Grund für die Zuschauer, die Kämpfer auszulachen. Mitunter dauert es wohl eine halbe Stunde, ehe ein Sieg entschieden ist. Die Unterlegene scheidet aus, und aus der Schar der Umstehenden, die mit Jubel und ungeduldigen Bewegungen dem Kampfe gefolgt sind, tritt eine neue an ihre Stelle. Das Spiel, das eigentlich eine Zusammenkunft aus Fangen, Ringen und Tanzen ist, beschäftigt die Kinder oft ganze Nachmittage lang. Versucht es nur einmal nachzumachen!

Das gehorame Ei.

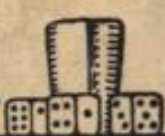
Bekanntlich sinkt ein frisches Ei in reinem Wasser zu Boden. Man kann es aber auch oben schwimmen lassen oder sogar in jeder beliebigen Höhe im Wasser halten. Man stellt zu diesem Zwecke eine gesättigte Kochsalzlösung her, die man filtriert. Gießt man dem Wasser allmählich von der Lösung zu, so wird das Ei immer höher steigen, bis es oben schwimmt. Das Salzwasser schwimmt als gewöhnliches Wasser, und das ist deshalb besser trägt, weil jeder, der einmal in der See gebadet hat. Noch auffallender wird die Erscheinung in manchen kalzhaltigen Binnenseen, deren



Sole konzentrierter ist als das Seewasser. Das bekannteste Beispiel bietet das Rote Meer, in das der Jordan fließt. In diesem kann ein Mensch überhaupt nicht untergehen, es sei denn, daß er die Taschen voll schwerer Steine füllt. Auch Binnenseen Afrikas und des wilden Westens von Amerika sind kalzhaltig. Mark Twain, der bekannte amerikanische Humorist, schildert diese Dinge in seinen Skizzen aus dem Goldgräberleben recht lebhaft.



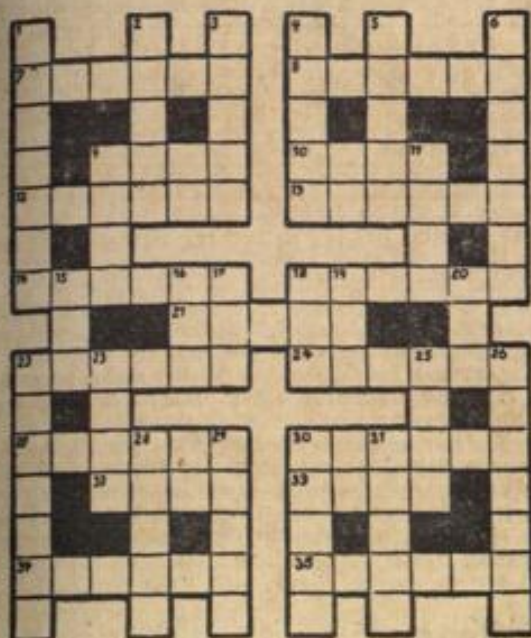
Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Kreuzwort-Rätsel.



Waagerecht: 7. Bewerber, 8. Teil der Lachsmilch, 9. Geheimnis, 10. See in Nordamerika, 12. Tischgerät, 13. Stadt am Bodensee, 14. Stadt an der dalmatischen Küste, 18. Teil des Pferdegeschirrs, 21. Getränk, 22. Unfruchtbarkeit, 24. Erholungszeit, 27. Ort, „wo meine Wiege stand“, 30. Augenlid, 32. Schutzhülle, 33. Frauenname, 34. Seemacht, 35. Erbteil.

Senkrecht: 1. Teil eines Heißkörpers, 2. Buch der Bücher, 3. Vorbau, 4. russische Münze, 5. Cheruskier-Häuptling, 6. Bericht, 9. Luftreise, 11. Sammlung germanischer Heldensagen, 15. Behörde, 16. Schneeschuh, 17. Fisch, 18. Schwein, 19. Gebäude, 20. Ungebraucht, 22. Gegenstand zum Waschen, 23. Rannennamen, 25. Schulsaal, 26. Stadt in Schlesien, 28. Frauenname, 29. Nicht billig, 30. Krankheitserscheinung auf der Junge, 31. indische Gottheit. (ü ein Buchstabe.)

Die Buchstaben in den obersten und untersten waagerechten Feldern, von links nach rechts im Zusammenhang gelesen, ergeben den Namen eines vielgenannten Ortes in Oberbayern.

Bilder-Rätsel.



Silben-Rätsel.

a — a — an — ba — bad — ber —
bri — chi — de — di — e — e — e —
— e — em — en — es — ex — fek —
fi — flu — gal — gen — han — ig —
im — in — is — ko — lä — lau — li —
— li — lin — liz — ment — mi — mi —
— my — na — natz — ne — nen —
on — os — pa — pe — pel — per —
pow — raf — ri — rock — san — sche —
— se — si — son — tan — te — ti —
ti — tis — tum — za.

Aus vorstehenden Silben sind 22 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen alten Spruch ergeben. (ü ein Buchstabe.)

Die Wörter bedeuten:
1. Buchaufgabe, 2. Gebirgskod in der Schweiz, 3. Nord-Palästina, alte Bezeichnung, 4. grammatikalische Bezeichnung, 5. Stilart, 6. geometrischer Ausdruck, 7. Vogel, 8. Versuch, 9. Krankheit, 10. Stadt in Italien, 11. Göttin der Morgenröte, 12. Naturheilmittel, 13. italienischer Wein, 14. Hülsenfrucht, 15. männlicher Vornamen, 16. Stadt in Sachsen, 17. Landwehr, 18. russische Pianistin, 19. jüdischer Name, 20. weiblicher Vornamen, 21. Baum, 22. Stadt in Persien.

Kopftausch.

Der H hat stets daran Vergnügen,
Wenn zwei sich in den Haaren liegen.
Der K läßt niemals sich belehren
Und will die Wahrheit niemals hören.
Kein Druckerbetrieb auf Erden
Kann ohne S je fertig werden.

Nächstenliebe.

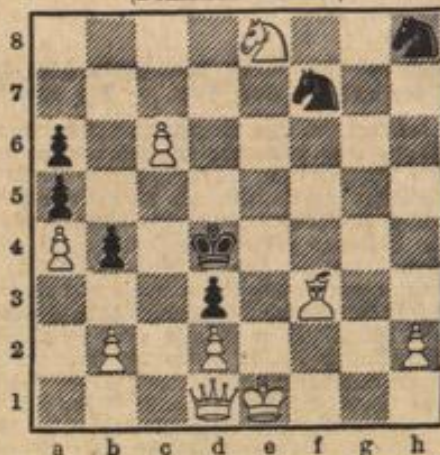
Dies vorwärts oder rückwärts mich,
Ich bleibe unverändertlich;
Wo Hüfe fast unendlich scheint,
Da bin ich ein willkommener Freund.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Senkrecht: 1. Trab, 2. Abt, 3. Ahe, 4. Kame, 5. Ake, 6. Reer, 9. Gut, 10. Glas, 11. Lotte, 13. Datum, 14. Tafel, 16. Ubo, 17. Uhr, 22. Ofte, 24. Hof, 26. Zine, 28. Lang, 29. Elle, 31. Pan, 32. Eib. — Waagerecht: 1. Tabak, 5. Korb, 6. Damm, 8. Aihen, 10. Gelb, 12. Ubet, 15. Leo, 16. Ufa, 18. Ana, 19. Tob, 20. Gut, 21. Tot, 23. Ohr, 25. Ute, 27. Ziel, 29. Emil, 30. Apfel, 33. Erna, 34. Jile, 35. Gnabe. — Rätselhaft: Aus dem Feuerquell des Beines, aus dem Zaubergrund des Bechers sprudelt Gift und süße Labung, sprudelt Schönes und Gemeines, nach dem eignen Wert des Juchers, nach des Trintenden Begabung. (Bodenstekt). — Silben-Rätsel: 1. Beißfahl, 2. Cichel, 3. Koffini, 4. Kazeu, 5. Jhar, 6. Chaussee, 7. Telephon, 8. Wollin, 9. Influenza, 10. Longfellow, 11. Zohengrin, 12. Watte, 13. Amundsen, 14. Norden, 15. Rote, 16. Echo, 17. Rentenmarkt, 18. Konzert, 19. Alalch, 20. Kumi, 21. Napoleon, 22. Wolfshund, 23. Jinter. „Wer nicht will, wann er kann, wird nicht können, wann er will.“ — Rätselhaft: Wer mit Dieben umgeht, lernt bald fehlen.

Nr. 55. Johann Berger.

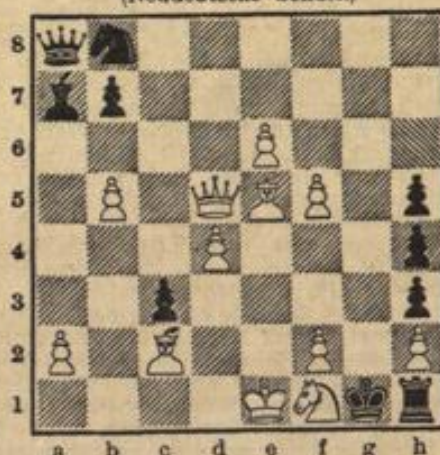
(Böhmische Schule.)



Weiß: Ke1, Dd1, Lf3, Se8, Ba4, b2, c6, d2, h2.
Schwarz: Kd4, Sf7, h8, Ba5, a6, b4, d3.
Matt in 4 Zügen.

Nr. 56. Franz Palatz.

(Neudeutsche Schule.)



Weiß: Ke1, Dd5, Lc2, a5, Sf1, Ba2, b5, d4, e6, f2, f5, h2.
Schwarz: Kgl, Da8, La7, Sb8, Th1, Bb7, c3, h3, h4, h5.
Matt in 3 Zügen.

Der Problemdichter Berger und die neue Problemkunst. Die sogenannte neudeutsche Richtung in der Problemkunst lehnt bekanntlich in der Hauptsache die Kunstgesetze ab. Viele neudeutsche Problemkomponenten erblicken keinen Mangel eines Problems z. B. darin, daß die Lösung mit einem Schach-Zug beginnt oder daß der erste Zug eine grobe einzügige Drohung enthält. Auch die Oekonomie der Mittel, das heißt mögliche Sparsamkeit in der Verwendung von Steinen ist für sie keine Forderung. Ihnen kommt es nur darauf an, irgendeine Idee darzustellen. So denken viele Neudeutsche, aber durchaus nicht alle. Zu letzteren gehört auch Meister Berger, der in seinem Buche: „Das Schachproblem und dessen Kunstgerechte Darstellung“, die Kunstgesetze entwickelt und erläutert. Er schreibt: „Es ist nötig, daß das, was man heute als neudeutsche Richtung oder Schule“ bezeichnet, näher erklärt wird. Es hat ja keine „Alteutsche Schule“ gegeben. Seitdem sich, durch Turniere gefördert, der Aufschwung in der Problemkomposition im neuen Stile (Stil der Kunstgesetze) eingestellt, war in allen Ländern zu beobachten, daß man auf Erleichterungen bei der Komposition verzichtet hatte. Schachgebot als Lösungsbeginn stellten sich immer seltener ein, ein Variationspiel vermehrte den Inhalt des Problems, wenn dieses nicht eine Idee zur Darstellung brachte, die an sich schon die Komposition auszeichnete. Ich selbst, der ich seit 70 Jahren Problemkomponent bin, habe eigene Probleme, die längst preisgekrönt waren, neu gestaltet und war von der neuen Form erfüllt. Die Empfehlung an die Problemkomponenten, gewisse Vertiefungen vorzunehmen, ging von Klett aus. Ich habe seine Ausführungen in eine leicht faßliche Form gebracht. Purismus kann allerdings als Zeichen der Verflachung auftreten. Manche Idee kann gar nicht matreine dargestellt werden. Probleme, in denen mit Hilfe einer weißen Hilfsfigur etwas angestrebt wird, was die Einheit der Lösung zerstört, kann man füglich nicht als Kunstleistung ansprechen. Berger vergleicht die beiden obenstehenden Aufgaben Nr. 55-56 miteinander. Nr. 55 Matt in 4 Zügen von Berger; Lösung: 1. b3—Kc5, 2. Da1—Sg6, 3. Dg7—S zieht, 4. Da7 oder Dg1 matt. Die Varianten sind leicht (2. Da1 usw.). Nr. 56. Matt in 3 Zügen von Palatz; Lösung: 1. Df3 droht, 2. Le4, 3. D×h1 matt, Lb6, 1... b6, 2. D×a8—S zieht, 3. Dg8 matt. Berger beanstandet es, daß in dem Dreizüger Le2 nur eine ganz untergeordnete Rolle spielt und im Hauptspiel überhaupt nicht tätig ist. Man wird die Berger'sche Aufgabe gewiß der Palatz'schen vorziehen. Palatz wollte eine bestimmte Idee, Schnittpunkt-kombination, darstellen. Er gab sich hiermit zufrieden, ohne irgendwelche Verfeinerung der Form zu versuchen.

Partie Nr. 23. Gespielt am 10. Mai 1931 im Meisterturnier des Niedersächsischen Schachverbandes zu Lehrte. Französisch. Weiß: Matthaï-Hannover, Schwarz: Überhagen-Braunschweig.

1. e2—e6, 2. d4—d5, 3. Sc3—Sf6, 4. Lg5—Le7, 5. e5—Sf4, 6. L×e7—D×e7, 7. Dd2 — Ein wenig gebräuchlicher Zug. 7... a6. Als Vorbereitung von c5 nicht zu umgehen. 8. f4—e5, 9. Sf3—Sc6, 10. g2—b5, 11. Lg2—Sb6, 12. Df2—c×d4, 13. Sf3×d4, 14. S×d4—D×d4—Dc7, 15. 0—0—0. Dies sieht gewagt aus. Die weiße Königsstellung ist aber genügend gesichert. 15... Ld7, 16. Lh1—Tc8, 17. Te2—Sc4. Besser ist wohl 0—0. 18. f5—Da5. Ein Fehler. Schwarz unterschätzt offenbar den Gegenangriff. 19. L×d5. Dies schöne Opfer bringt die Entscheidung. 19... e×d5, 20. e6—L×e6, 21. D×g7—Db4. Weiß steht auf Matt, er kann aber durch S×d5 alles decken. 22. D×h8+—Kd7, 23. f×e6. Aufgegeben.

Lösungen: Nr. 43. 1. Sf3—g3, 2. Sg5; 1... g×f3—c4. Nr. 44. Dc1—K×e7, 2. Lf6+; 1... K×d5, 2. Ld4; 1... f6, 2. Te7. — Angegeben von Karl Kahl, Felix Bott, H. Habermann und Ludwig Nickel.

Lüftigen Lkn.



Aufgabe.

Verzeihung! Gnädigste leben so feinführend aus! Darf ich Sie begleiten?

Danke nein. Ich bin wirklich so feinführend.

Humor des Auslandes.

Schönheitspflege. Was muß man tun, um sarte Hände zu bekommen? — „Nichts!“

Bester Charakter.

Ich könnte schon das Rauchen unterlassen... wenn ich wollte — aber ich kann nicht wollen! (Berlingste Tidende.)



Ausrede.

„Sie haben den Mann erst geschlagen und dann in den Schmutz gestoßen. Warum haben Sie ihn dann nachher noch ins Wasser geworfen?“

„Ich — ich wollte ihn wieder reinwaschen, Herr Richtermeister!“

Falsche Vermutung.

„Du hast also mit Papa gesprochen?“ sagte Vera zu ihrem Freunde. „Rein, mein Liebling,“ sagte er kleinlaut. „Ich binke nur deshalb, weil ich auf einer Bananenschale ausgeglitten bin.“

Definition.

„Können Sie mir erklären, was ein Optimist ist?“ „Ein völlig mittelloser Mann, der sich in einem Restaurant ersten Ranges Austern bestellt, in der Hoffnung, daß er das Diner mit einer Perle bezahlen kann, die er in einer der Austern finden wird.“

Das Reich der Technik.

Neue Riesenbrücken im Bau.

Von Ernst Trebesius.

Hängebrücke von 1270 Meter Spannweite über das goldene Tor. — Bogenbrücken von 503 Meter Spannweite in Schweden und bei New York. — Die weitest gespannten Betonbrücken. — Brücke über den Kleinen Belt.

Noch befindet sich das neueste technische Weltwunder, die 1067 Meter weit gespannte Hängebrücke über den Hudson bei New York, im Bau, da nehmen die Amerikaner eine neue Hängebrücke in Angriff, die dieses gigantische Werk noch bedeutend übertrifft wird. Die Vorarbeiten für eine Hängebrücke über das goldene Tor bei San Francisco sind soweit gefördert worden, daß die Bauarbeiten im Frühjahr 1931 beginnen können. Die Länge der neuen, für den Straßenverkehr bestimmten Brücke wird 1270 Meter betragen. Ein rüstiger Fußgänger wird also eine reichliche Viertelstunde gebrauchen, wenn er dieses an vier ungeheueren Stahlbalken in Schiffsmastenhöhe über dem Wasser hängende Gebilde aus Stahl überschreiten will. Über die Abmessungen der einzelnen Bauteile dieser Riesenbrücke, die auch in unseren Tagen technischer Großleistungen eine Sonderstellung einnimmt, wird später noch berichtet werden.

In den Rhythmen, die größten stählernen Bogenbrücken der Welt zu besitzen, können sich gleichermaßen Australien und Amerika teilen. Im Hafen von Sydney wurde eine Brücke mit 502,9 Meter Hauptöffnung ausgeführt, und bei New York ist die Kill-van-Kull-Brücke mit einem Hauptbogen von 503 Meter Spannweite gebaut worden. Es handelt sich hierbei um Spannweiten, wie man sie früher bei Bogenbrücken ganz einfach für unmöglich gehalten hätte. Im Jahre 1925 wurde im Hafen von Sydney mit dem Bau einer Brücke, die einschließlich der Rampen 1150 Meter Länge erhielt, begonnen. Die Gesamtkosten einschließlich Landwerb waren auf 115 Millionen Mark veranschlagt worden, wovon die Brücke allein 84,4 Millionen Mark kostete. Der Bau erforderte über 50 000 Tonnen Stahl, da die aus einem Zweigelenktragwerk bestehende Mittelöffnung allein ein Gewicht von 37 000 Tonnen hat. Zum Vergleich sei angeführt, daß eine große Schnellzuglokomotive ohne Tender rund 100 Tonnen wiegt. Die Mittelöffnung der Brücke erforderte also Stahlmassen im Gewicht von 370 solcher Lokomotiven. Die Gesamtlänge der Brückenfabrik beträgt 48,8 Meter. In der Mitte befindet sich eine 17,4 Meter breite, sechsspurige Fahrbahn für Kraftfahrzeuge; links und rechts davon wurden je zwei Schnellbahngleise vorgesehen, und an den äußeren Rändern befindet sich je ein 3 Meter breiter Fußweg. Entsprechend dieser Anordnung kann die Brücke stündlich von 168 Schnellzügen, 6000 Fahrzeugen und 4000 Fußgängern passiert werden. Die größte Durchbiegung der Brücke im Scheitel beträgt bei Vollast 10 Zentimeter, infolge von Wärmeschwankungen fast 18 Zentimeter. Da sich die Brückenfabrik 52,6 Meter über dem höchsten Wasserstand befindet, so können alle Schiffe ungehindert unter der Brücke hindurchfahren.

Die beiden 502,9 Meter weit gespannten Zweigelenktragwerke wurden aus vollen Blechen und Winkelblechen zusammengesetzt. Die Knotenbleche haben bis zu 54-Millimeter Stärke, die Winkelbleche Abmessungen bis zu 305×305×32 Millimeter. Entsprechend haben die größten Richten bis zu 37 Millimeter Durchmesser bei 305 Millimeter größter Länge. Die Aufstellung der gewaltigen Hauptträger bot infolge besonderer Schwierigkeiten, als durch sie der Hafeneinfahrt nicht behindert werden durfte. Ein Baugerüst konnte also nicht aufgestellt werden; kam auch seiner hohen Kosten wegen nicht in Frage. Die beiden Bogenhälften mußten also von jedem Brückenpfeiler aus in Freimontage nach der Mitte zu gebaut werden, wobei jede Bogenhälfte durch 128 Rückhaltbalken von je 73 Millimeter Durchmesser während der Dauer des Baues im Felßen verankert werden mußte. Die einzelnen Bauteile wurden mit Hilfe von fahrbaren Kränen, die beim Vorwärtsschreiten des Baues auf dem Obergurt der Hauptöffnung liefen, nach oben gezogen. Jeder der beiden je 605 Tonnen schweren Krane hatte bei 14 Meter Ausladung 110 Tonnen Tragkraft; sie hätten also getrost eine Schnellzuglokomotive zu heben vermocht. Nachdem beide Bogenhälften von den Ufern aus bis zur Mitte vorgeschritten waren, galt es, sie durch ein sehr reichlich ausgebautes Verfaben miteinander zu verbinden. Der Zusammenbau wurde erst durch abschnittsweise, langsame Nachlassen der Rückhaltbalken. Das Abkanten der beiden Bogenhälften dauerte 8 Tage, da die großen Temperaturschwankungen zwischen Tag und Nacht erhebliche Schwierigkeiten bereiteten und die Arbeit des Zusammenfügens beider Bogenhälften meist nur nachts gefördert werden konnte.

Besonderes Interesse verdient auch die kürzlich vollendete französische Eisenbeton-Bogenbrücke „Albert Louppe“ zwischen Brest und Plougasel, da sie mit ihren drei je 186,4 Meter weiten Öffnungen die zurzeit am weitesten gespannte Betonbogen aufweist, und auch ihre Herstellung mit Hilfe eines eingeschlossenen 150 Meter weit gespannten hölzernen Gerüstes sehr bemerkenswert ist. Die Errichtung der beiden Hauptpfeiler bot keine besonderen Schwierigkeiten. Zur Gründung diente ein einziger Eisenbeton-Senkpfahl mit 900 Tonnen Gewicht, der für den ersten Pfeiler als Taucherglocke, für den zweiten als Senkpfahl wieder benutzt wurde. Beim Bau der Brücke wurde ein hölzerner Bogen benutzt, dessen Auflager auf Röhren ruhten. Nach Fertigstellung des ersten Bogens konnte er also ausgehoben werden zum Bau des zweiten Bogens und schließlich auch zum Bau des dritten Bogens benutzt werden, wodurch sich eine große Kostenersparnis erzielen ließ. Waren doch zum Bau des Holzschiffwerkbogens von rund 150 Meter Spannweite etwa 600 Kubikzentimeter Holz erforderlich. Dieser Holzbogen wurde an beiden Enden mit einem Widerlager aus Eisenbetonstützen versehen. Die beiden Widerlager wurden durch wagerechte Zugbänder, denen man mit Hilfe von hydraulischen Winden eine Vorspannung erteilte, miteinander verbunden. Während des Einschleppens zur Baustelle ruhte der Bogen mit seinen Widerlagern auf Schwimmkörpern von 35 Meter Länge und 8 Meter Breite, die aus Eisenbeton hergestellt waren. Nach dem Einschleppen wurde das Gerüst an den zuvor errichteten Pfeilerstumpfen befestigt und darauf mit dem Betonieren des Brückenbogens begonnen. Man ging dabei in der Weise vor, daß zuerst die unterste Platte, dann die lotrechten Wände und zuletzt die obere Platte des als Hohlkörper ausgebildeten Brückenbogens hergestellt wurde. Nach Fertigstellung des ersten Bogens wurde das Gerüst wieder auf die Schwimmkörper herabgelassen und zur Baustelle des zweiten Brückenbogens transportiert, worauf sich der Bauvorgang wiederholte. In gleicher Weise wurde auch der dritte Bogen hergestellt. Diese Brücke mit drei je 186,4 Me-

ter weit gespannten Bogen ist zurzeit die am weitesten gespannte Betonbrücke auf der Welt. Die Erbauer dieses hervorragenden Bauwerkes sind jedoch der Meinung, daß auch Betonbogen mit Spannweiten von 500 Meter, ja sogar bis zu 1000 Meter noch mit der erforderlichen Sicherheit errichtet werden können.

Trennend hat das Meer im Kleinen und Großen Belt keine Arme zwischen die drei Hauptlandesteile des Staates Dänemark (Jütland, Fünen und Seeland) geschoben. Der dänische Eisenbahnverkehr wurde durch diese zwischengelagerten Meeresarme von jeder Seite behindert, da an Stelle der unterbrochenen Gleisverbindungen die Eisenbahnfahren treten mußten, die die Eisenbahnsüge über das trennende Wasser fahren. Diese Art der Beförderung ist natürlich mit jedesmaligem Zeitverlust und höheren Kosten verbunden. Außerdem erleidet der Fahrverkehr in strengen Wintern mit starker Eisschmelze starke Verzögerungen oder gar tagelange Unterbrechungen.

Betriebsstoffpflege.

Der größte Feind des Kraftwagenmotors ist der Schmutz, der sich im Betriebsstoff und Öl bei unachtsamer Lagerung und Verwendung unaufrichtiger Behälter zeigt. Es lag daher im Rahmen des „Dienst am Kunden“, daß die großen Betriebsstoffhandelsfirmen und Tankstellengesellschaften der Pflege ihrer Ware größte Aufmerksamkeit schenken. Mit Hilfe besonders dafür entwickelter Geräte werden die Lagertanks regelmäßig von ausgebildeten Leuten befüllt, die die Wände des Tanks auf Rostbildung und Abblätterungen sorgfältig untersuchen. Da diese Tanks mit gefährlichen Benzinsägen gefüllt sind, tragen die Untersucher Gashelme und Atmungsgeräte. Sie sind ferner ausgerüstet mit Telefon und Reiskleine, so daß sie bei ihrer Arbeit ständig mit der Außenwelt in Verbindung stehen.



Durch ein engeres Mauerloch bestiegt der Untersucher, mit Gashelm und Atmungsgerät ausgerüstet, einen unterirdischen Betriebsstofftank.

Natürlich haben die dänischen Verkehrstechniker die ihm die ihm Eisenbahnverkehr durch die Meeresarme erwacht, seit langem erkannt und auf Abhilfe hingearbeitet. Neuerdings hat sich nun die dänische Staatsbahn entschlossen, den schon seit langem ausgearbeiteten Plan zur Überbrückung des Kleinen Beltes zu verwirklichen. Es soll auf sechs Pfeilern ruhende, 825 Meter lange Hochbrücke zwischen Jütland und Fünen über den Kleinen Belt errichtet und 1934 dem Verkehr übergeben werden. Besonders Schwierigkeiten bietet bei diesem Brückenbau die Errichtung der vier im Wasser stehenden Pfeiler, da der Belt an dieser Stelle ziemlich tief ist. Einer der Betonpfeiler muß 34,5 Meter Wassertiefe gegründet werden. Da die Unterlände der Brücke auf den lebhaften Schiffsverkehr 32 Meter überm Wasser liegen soll, so müssen die Pfeiler eine Gesamthöhe von 66,5 Meter erhalten. Entsprechend dieser Höhe, die der eines ansehnlichen Kirchturmes entspricht, ist auch das Gewicht der Pfeiler mit je 50 000 Tonnen ein ganz außerordentlich hohes. Außer einem Doppelspurs für die Eisenbahn wird die Brücke eine Fahrbahn für Kraftwagen und sonstige Fahrzeuge und einen Fußgängerweg erhalten. Der Brückenbau über den kleinen Belt, zu dessen Ausführung außer einigen dänischen Firmen auch deutsche Fabriken hinzugezogen sind, wird nach seiner Fertigstellung eine der bemerkenswertesten Ingenieurschöpfungen Europas darstellen.

Aber nicht nur die Lagertanks, sondern auch sämtliche Transport- und Umfüllgeräte werden ständig auf ihre Sauberkeit geprüft und gereinigt. In alle Leitungen, Trichter und Umfüllvorrichtungen sind feine Haarsiebe eingebaut, die das, was bis dahin dem aufmerksamen Auge entging, auffangen. Durch diese vielfachen Maßnahmen ist eine solche Reinheit der Betriebsstoffe gewährleistet, daß der Kraftfahrer unbefangt seinen Tank damit füllen kann.



Der geöffnete Schacht einer unterirdischen Tankanlage während der Unterhaltungsarbeit. Der Mann links bedient die Luftpumpe für das Atmungsgerät, während der rechte Mann den telefonischen Befund über das Reifestellnetz entgegennimmt.

Das Prinzip der Thermosflasche.

Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, warum Ihr Frühstückstee in der Thermosflasche so lange heiß erhalten wird, oder warum selbst bei größerer Sommerhitze der kalte Tee, den Sie in der Thermosflasche mit auf die Wanderung nahmen, so schön kalt blieb?

Sie wissen doch noch von der Schule her, daß ein Körper, der eine höhere Temperatur besitzt als seine Umgebung, so viel Wärme an diese abgibt, bis beide gleich hohe Temperaturen besitzen. Dabei wird die Wärme von dem heißen Körper durch die umgebenden Stoffe einfach auf die kältere Umgebung abgeleitet. Die Eigenschaft, die Wärme abzuweisen, ist nun bei den Stoffen ganz unterschiedlich stark. Will man nun einen Körper auf einer Temperatur erhalten, die von der Umgebung sehr verschieden ist, muß man ihn mit einem Stoff umgeben, der ein schlechter Wärmeleiter ist. Diese Aufgabe hat im praktischen Leben vielfach Anwendung gefunden. Wir finden z. B. eine einfache Anwendung dieser Erkenntnis bei den Doppelsteinfenstern, bei der Kochkiste usw. Luft und Gas, sofern in ihnen keine Strömungen stattfinden, sind in diesen Fällen die schlechten Wärmeleiter. Durch einfache Überlegungen kam nun früher ein Mann namens Dewa zu dem Resultat, Glasgefäße mit doppelten Wänden herzustellen. Um nun die schlechte Wärmeleitung noch zu verstärken, machte er den Zwischenraum zwischen den Wänden vollkommen luftleer, da er herausgefunden hatte, daß verdünnte Luft noch schlechter als normale Luft Wärme leitet und luftleere Räume schließlich überhaupt nicht mehr leiten.

Nun stellte sich aber heraus, daß trotzdem noch Wärmeverluste eintreten, und zwar nicht durch Ableitung, sondern durch direkte Ausstrahlung, denn die Wärme kann ja genau so wie das Licht direkt ausgesandt werden. Darum versah Dewa seine Gefäße mit einem spiegelnden Silberüberzug, da er wußte, daß Wärmestrahlung von weißen spiegelnden Flächen fast gar nicht aufgenommen werden, sondern sogar zurückgeworfen werden. Die so von Dewa hergestellten Gefäße waren nun so vollkommene Wärmeisolatoren, daß er selbst flüssige Luft darin aufbewahren konnte. Wenn man berücksichtigt, daß flüssige Luft bereits bei minus 190 Grad Celsius siedet und bei gewöhnlicher Zimmertemperatur in einem einfachen Gefäß geradezu explosionsartig verdampft, kann man erkennen, wie vollkommen die von Dewa hergestellten Gefäße waren. Unsere Thermosflaschen sind nun nichts anderes als solche Dewa-Gefäße, die lediglich wegen ihrer Zerbrechlichkeit von einer stabilen Blechhülle umgeben sind. Ernste wissenschaftliche Forschungsarbeit brachte also mit dieser Thermosflasche ein wertvolles Geschenk für die Menschheit.

Der Hauchschalter.

Die neueste Elektroarmatur.

Im Laboratorium des Westinghouse Electric Corporation in der Elektrotechnik führenden amerikanischen Konzernen, begeben sich des öfteren die seltsamsten Dinge; die Journalisten, die regelmäßig dorthin eingeladen werden, um neue Wunder zu bestaunen, sind dabei nicht leicht zu verblüffen. Aber kürzlich blieb doch auch den geübtesten Pressemännern der Mund offen stehen, als eine hübsche junge Dame vor die erwartungsvolle Versammlung trat, ihr Mündchen einer elektrischen Lampe näherte und diese — sft! — auspustete. Tableau! Aber nicht damit, entzündete sie ein Streichholz, hielt es an die Lampe, und siehe da, die Glühbirne flammte wieder auf.

Die Erklärung dieses überraschenden Vorganges ist einfach. Das Anzünden der Lampe erfolgte in bekannter Weise durch eine Photoselle, die von dem Streichholz beleuchtet wurde und den Strom schloß; das Auspusten allerdings war nur durch einen neu konstruierten, sogenannten „Hauchschalter“ möglich. Dieses Gerät, das jetzt von der Westinghouse-Gesellschaft herausgebracht wird, besteht wesentlich aus zwei dünnen Phosphorbronzeblättern, die an ihren Enden noch dünnere Blättchen aus einer besonders Metalllegierung tragen. Diese Blättchen werden durch einen schwachen Hauch, durch leichtes Blasen in einen kleinen Trichter, in Kontakt gebracht, bleiben aber bei anderen Erschütterungen unbeweglich. Berühren sie sich, so schließen sie einen Strom, lassen damit ein Relais in Tätigkeit — halten die elektrische Birne aus.

Eine Kinderlei! — oh nein, ein außerordentlich wichtiges Hilfsmittel für alle möglichen Zwecke und Arbeiten. Der Hauchschalter leistet überall dort gute Dienste, wo Hände und Füße beschäftigt sind, wie bei Chauffeuren, Fabrikarbeitern, Flugzeugführern, Fotografen; der Hauchschalter ermöglicht die Betätigung elektrischer Lampen und Geräte, wenn die Hände naß oder schmutzig sind, wenn sie Werkzeug, Tabletts, Instrumente nicht loslassen dürfen.

Durch Blasen gegen den Hauchschalter kann das Dienstmädchen, der Kellner, die Hausfrau Türen öffnen, man kann auch „alle Hände voll“ hat; die Stenotypistin kann den Wagen ihrer Schreibmaschine zurückschieben, ohne mit den Fingern aufzuhaken; der Klavierspieler kann die Notenblätter umwenden, ohne seinen Vortrag zu unterbrechen; der Kellner wird zum dritten Band, vergrößert die Beileistung und schafft zahllose Bequemlichkeiten. Der Hauchschalter wird zweifellos bald die Welt erobern, seine Herstellungskosten geringfügig sind; denn die seiner Anwendungsmöglichkeiten ist Legion, und es werden daher sogar passieren, daß er die bisher üblichen, mit dem Band betätigten Schalter vollständig verdrängt.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 144.

Sonntag, 7. Juni.

1931.

„An alle!“ / 20000 Mark Belohnung!

Die Geschichte eines Plakates und seiner Folgen.

Von E. Tschanner.

(13. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Fabelhafte Maske“, lobte sich Siegfried, „mich erkennt kein Teufel.“

Und gerade diese Sorge, deren Behebung er verblendetweise viel Zeit und Überlegung geopfert hatte, war in Wahrheit die einzige unbegründete.

„Wie baldwere ich bloß die Gaunerlöcher aus?“, grübelte er und nagte an der Oberlippe, die der angeleimte Bart scheußlich unangenehm spannte.

Und gelangte nach eifrigem Nachdenken zu dem Resultat, daß man einfach jemanden danach — fragen müsse. Natürlich! Aber wen?

In den Hauseingängen kummelten Mädels. Die hatten bunte Schals und betonte Taillen, offensichtlich viel Zeit und Ausdauer, und noch offensichtlicher keinen Mangel an Schüchternheit — Umstände, die, wie Siegfried befürchtete, sie keineswegs verhindern würden, sich ohne weiteres Federlesen seiner Begleitung anzuschließen.

Er mochte sich diese „Befürchtung“ allerdings nicht eingestehen und formulierte sie in die gegenteiligen Worte: „Selbst ist der Mann“ und „Der Starke ist am mächtigsten allein“. Es klang besser. —

Vor einer Bierstampe, aus der sich ein penetranter Geruch von Eisbein und Sauerkohl verbreitete, stand eine Gruppe von Männern beisammen.

Ihr Anzug, Haltung und Gebaren mußte auch unlogischen Gemütern die Erkenntnis aufdrängen, daß sie der Eignung zur „Wadfinderschaft“ nach dem gesahndeten Ziele nicht entbehrten.

Siegfried schwanke noch einen Augenblick, ob es erfolgreicher und zweckentsprechender sei, sein Ansinnen an diese breitstämmigen Gesellen mit einem höflichen und zur Höflichkeit verpflichtenden: „Verzeihen Sie, mein Herr!“ oder einem kollegialen: „Du, jar'a mal“ einzuleiten, als ihm — zum Glück! — in letzter Frist der warnende Gedanke kam:

Wer weiß, ob das nicht Komplizen sind, die Lunte riechen, dich absichtlich einen falschen Weg schicken und inzwischen ihre Kollegen benachrichtigen!

Erst kürzlich hatte er irgendwo gelesen, mit welcher unfähiger Geschwindigkeit der Verbrecher-„Nachrichtendienst“ sogar über Stadtviertel hinweg zu arbeiten vermöge.

Und Siegfried war von seiner detektiven Würde, die er erst seit einigen Stunden innehatte, so durchdrungen, daß er es immerhin für möglich hielt, daß andere, besonders gewichtige und geschulte Individuen sie wittern könnten.

Da dämmerte ihm eine wahrhaft salomonische Entscheidung. Mit eiligen Sohlen strebte er zu der Hauptverkehrsstraße zurück.

Auf gamaschierten Lederwaden wurzelte, unverrückbar und unerschütterlich, inmitten des Dammes, der Autos und Fußgänger ein Schupomann.

Siegfried fühlte, seit ihm heute morgen der Fröne vor dem ebenso sicheren wie qualvollen Tode des Überfahrenwerdens ertet hatte, zu allen Schupoleuten eine trauliche Verbundenheit.

Darüber hinaus betrachtete er diesen Beamten als einzig authentische Auskunftsstelle. Er küpfte freundlich und manierlich seine Mühe:

„Entschuldigen Sie, Herr Wachtmeister, wo sind denn hier so Lokale, in denen geklaute Sachen verfilbert werden?“

„Wa — as?“

Auch Schupobeamte können verblüfft sein. Wenigstens solange, bis diese Konsternation durch Geistesgegenwart abgelöst wird.

„Zeigen Sie mal, was wollen Sie denn verfilbern?“

„Ich? Gar nichts! Ich will mir bloß was verdienen. Wissen Sie, ich suche da ein paar schwere Jungen!“

„?!“

„Ich bin nämlich Detektiv.“

Der Schupo maß ihn mißtrauisch. Dann lachte er: „Ja, da müssen Sie halt mal auf gut Glück losgehen. Wenn Sie eins entdeckt haben, können Sie es mir aber sagen kommen.“

Mit der „amtlichen“ Information war es also nichts!

Langsam lehrte Siegfried in alter Richtung zurück. Von einem Mauerpfeiler löste sich, angelockt durch seine Unschlüssigkeit, eine männliche Gestalt, die bemüht war, von ihrer Existenz so wenig Aufhebens wie nur möglich zu machen.

„Wo wollnse 'n hin? Suchense wat?“

Siegfried fuhr beim Klang der Stimme, die plösch aus der Dunkelheit wuchs, förmlich zusammen.

„Allerdings. Und zwar so'n Lokal, wo — Juwelen gehandelt werden. „So“, mit bezeichnender Geste, „Gelegenheitskäufe, verstehen Sie?“

„Ahem. Wat wollnse 'n anlesen?“ „Anlesen?“

Siegfrieds Krawattenknoten rutschte von links nach rechts, und dann wieder von rechts nach links.

„Ich will ja nicht gleich kaufen, ich habe auch noch kein Geld mit“, es war für alle Fälle ratsam, das ausdrücklich zu betonen, „ich will mir zunächst was ansehen und dann —“

So dunkel wie das Individuum rein äußerlich wirkte, so hell war es anscheinend im Kopfe. Es begriff. Sofort. Und alles. Und beschloß zu retten, was zu retten war.

„Ach sooo! Sie woll'n sich son Laden mal ansehen? Det kost aba wat, wenn ich Se hinführn soll.“

Siegfried streckte sich eine geöffnete Hand entgegen. Er kramte, um das Versteck seiner Geldbörse nicht zu verraten, in der Taschentaste fünfzig Pfennig heraus und legte sie hinein.

„Kuffzid Fennje?! Ihn ham se woll mit de Pauke jepiekt! Is ja unta zwee Mark jar nich dran zu denken, bei det Risito.“

Schließlich einigte man sich auf eine Mark. Sie pendelten die Straße entlang. Durchquerten die nächste. Vor einer kleinen Gastwirtschaft blieb der Führer stehen.

„Da is so'n Ding. Da jehnse man rin.“

Siegfrieds Augen wurden rund vor Bestürzung.

„Wie kommen Sie denn nicht —“

Der andere war scheinbar entschlossen, sein Erstaunen glorreich zu übertrumpfen.

„Wat denn? Wat denn? Allens for die eene Mark? Da soll ich Ihn woll ooch mein Gesicht pumpen for, wat? Jehnse man ruhig alleene rin, da tut'n keener wat.“

Dieser menschenfreundliche Trost war das unabänderliche Finale seiner Eine-Mark-Leistung. Mit schlumpernden Hosenbeinen trollte er bereits in entgegengesetzter Richtung davon.

Bohrenden Herzens klinkte Siegfried an der Glastür, deren Scheiben mit farbigem Pergamentpapier beklebt waren. Trat ein.

Fassungslose Verblüffung prägte sich auf seinen Zügen.

Der Raum, der sich vor seinen neugierigen Blicken aufbaute, war ein Bierlokal wie hundert andere seines Schlages. Wie das, in dem er alltäglich sein „besonders preiswertes“ Mittagsmenü verzehrte. Nicht elegant, auch nicht komfortabel, aber mit durchaus bürgerlich-solidem Anstrich. Mit, wenn auch vereinzelt, rotgewürfelten Tischdecken, Moirégläsern und Bierseideln darauf und keineswegs verbrecherhaft wirkende Menschen drum herum. Und einem Büfett mit nidenden Zapfhähnen und einem Glasauflage, aus dem säuberlich gepackte Schokolade und Zigaretten lockten.

Hannovenerneipe? Das wäre eine Hannovenerneipe? — Na, sowas hatte er sich wesentlich anders vorgestellt!

Und was weit schlimmer war, keiner der Anwesenden nahm von ihm die mindeste Notiz. Siegfried war fest davon überzeugt gewesen, daß in einem Verbrecherlokal die Besucher urplötzlich verstümmten, wenn ein Fremder, ein außerhalb ihrer Clique Stehender, auftauchte. Daß sie sich geflüstert beiseite drückten und dadurch dem kriminalistischen Scharfsinn bedenkliche Anhaltspunkte gaben.

Nichts von alledem passierte. Keiner sprach leiser, keiner stand auf, keiner machte sich verdächtig.

Der neugeborene Detektiv schrumpfte auf seinem Plakate förmlich wie eine getrocknete Pflaume zusammen. Sogar das Dunkle schmeckte bitter vor herber Enttäuschung.

Einer von beiden mußte ihn jämmerlich belogen haben, der Kerl draußen, der noch eine Mark dafür verlangt hatte, jetzt begannen die Speisen seines neuen Berufes! oder seine Phantasie.

Es ist nicht leicht, langerworbene und eingefleischte Ansichten und Anschauungen beim ersten Anstoß plötzlich über Bord werfen zu sollen. Aller Wirklichkeit zum Trotz klammert sich der Mensch an seine Illusionen. Und so war auch Siegfried Riese ohne Zögern und ohne Umschweife bereit, die Schuld an seiner Irrung ausschließlich und allein seinem Führer zuzuschreiben.

Vielleicht, Gott, es konnte ja immerhin sein, es ist ja noch kein Meister vom Himmel gefallen, vielleicht hatte er sich auch von Anfang an nicht geschickt und gerissen genug benommen! Vielleicht mußte man in solch einen „Laden“ frech und dreist hereinkommen und tun, als wenn man dazugehörte. Nur sich nicht als Außenseiter entlarven lassen!

Er malte mit seinem Bierglas mechanisch Kreise und Achte auf den Tisch und bei jeder Figur wurde ihm die Richtigkeit dieser Erwägung bewußter.

Extreme pädagogische Experimente in unmittelbarer Reihenfolge an ein und demselben Objekt auszuführen, ist weder rasch noch angenehm. Siegfried beglich seine Zeche und ging.

Mit dem festen Vorsatz, seine Speiselaast nicht abermals durch unnützen Führerlohn zu vergrößern, sondern auf eigene Faust einen „Topfeller“ auszuspielen.

Nach einigem Hin und Her fand er, was er suchte. Ein Kellerlokal. Klein, windig, architektonisch in jeder Hinsicht seinem gedanklichen Entwurf entsprechend. Dicker, beizender Tabatsdunst schwabete zwischen niedrigen, verräucherten Wänden, bunten Re-

klameplataten und brechtigen Fenstergardinen. Und in dem Qualm saßen an rohgezimmerten Holztischen Menschen, meist Männer, eng beieinander. Manche gröhlten und lallten beschwipst, andere drohen einen temperamentvollen Skat, ein paar wandten sogar pünktlich den Kopf, als die Zugluft das Öffnen der Tür verriet. Der Bost, der, die Ärmel seines grauen Wollhemdes aufgekrempt, hinter der Theke Gläser abtrocknete, prüfte den Eintretenden mit flüchtigem Aufheben seiner buschigen Brauen. Neben ihm hatte seine Frau ihre rundliche Fülle aufgetürmt, säbelte von einem Laib Brot unförmige Knullen herunter und stippte mit dem Messer in die Butter, die auf abgeschlagenem Teller vor ihr stand. Die bestellten Brote wurden in diesem realen Betrieb anscheinend vor den Augen der Gäste zurechtgemacht.

Siegfried schob die Mütze in den Nacken, seine Aufmerksamkeit hatte notiert, daß auch die anderen Besucher meistens ihre Kopfbedeckungen aufbehalten hatten, schlang sie wie von ungefähr das rote Lampenschirmtuch um den Hals und ließ sich, durch aufgeworfene, schiefgezogene Lippen und gerümpfte Nase eine betonte Note moralischer Verkommenheit und Wurstigkeit.

Dann stieß er mit der Stiefelspitze einen Stuhl an einen der Holztische heran und fletzte sich mit aufgestemtem Ellbogen auf die Platte, ungeachtet der feuchten Ringe und der Zigarrenasche darauf.

„Aujußt, ne kalte Bouillon!“, rief hinter ihm jemand zur Schankende hinüber.

„Bring mir ooch eenel!“, schrie Siegfried, trotzdem er auf kalte Bouillon nicht den leisesten Appetit verspürte, einzig und allein von dem Wunsche belesen, sich der Atmosphäre dieses Milieus täuschend anzupassen.

„Erst ma zahl'n“, grunzte der Bost und wälzte auf ihn zu.

Siegfried war über dieses unverhohlene gräuerte Mißtrauen nicht im entferntesten beleidigt. Im Gegenteil! Es dünkte ihm eine Belobigung. Das Prädikat „Gut“, das man seiner Maskierungskunst von sachmännlicher Seite aus zollte.

Der Wirt stellte eine Kaffeetasse mit einer bräunlichen Flüssigkeit vor seinen Platz und schob eine Flasche unter seinen Sitz. Die „kalte Bouillon“ war zu Siegfrieds Überraschung helles Bier.

Zur Wahrung seiner Rolle und Glaubwürdigkeit fühlte sich Siegfried verpflichtet, den Fassinhalt mit einem Zug hinunterzutrinken, verschluckte sich dabei und mußte husten. Das trug ihm einen geringfügigen Blick seiner Nebenmänner und ein: „Aujußt, bring'n Schnuller!“ ein.

Nur sich nicht beirren lassen, dachte Siegfried, erhob sich, schlenderte an einige Tische und lümmelte sich hinter die Kartenspielernden, wie er es an anderen beobachtet hatte.

Da sah er einen Mann hinter einer Tür verschwinden, an der ein Schild baumelte: „Regelklub, Zarte Hand“. Geschlossene Gesellschaft.“ Wertwürdigerweise war von dem sonst typischen Regelgeräusch aber nicht das mindeste zu hören. (Fortsetzung folgt.)

Waldnacht.

Aus Waldestiefe wuchs das Dämmerweben,
Spann dunkle Schleier zwischen Baum und Baum,
Daß schattendicht zum Firmament sich heben
Nachtsschwarze Wipfel, rauschend noch im Traum.
Als wolle er die Schläfer nicht erwecken,
Schleicht tastend sich der Wind durch kühlen Ha;
Doch freischend aufgeschreckt aus Äußersteden,
Schwankt einer Eule schwerer Flügel Schlag.
Da regt es plötzlich flüsternd sich im Kreise,
Raschelt im Laub und knistert aus dem Busch;
Wie Tappen kleiner Füße naht es leise,
Wie elsenzarter Glieder flinker Busch.

Und auf der Sternenniese schwingt ein Reigen
Flirrender Traumgestalten durch die Nacht,
Darauf in den schwarzgesackten Zweigen
Das Sichelschwert des Mondes hält die Wacht.

Heinrich Heis.

Geisteskrank in der Wüste.

Ein Forscherschicksal von Sven Hedin.

Aus dem jetzt im Verlage F. A. Brockhaus, Leipzig erscheinenden neuen Buch Sven Hedins über die berühmte Asienexpedition, das die Fortsetzung der Großen Fahrt durch Innerasien in den Jahren 1928-1930 darstellt und den Titel führt „Rätsel der Gobi“ veröffentlichten wir mit Genehmigung des Verlages den folgenden Abschnitt.

Mit jedem Tage wurde es unserm Expeditionsmitglied Major Zimmermann, den wir mit dem Chinesen Ma auf einer von uns errichteten meteorologischen Station in der Wüste zurückgelassen hatten, deutlicher, daß Ma geisteskrank war. Seine Krankheit entwickelte sich unaufhaltsam, und alle Versuche, ihn zu beruhigen und zu beschäftigen um seine Gedanken in andere Bahnen zu leiten, waren vergeblich. Anfang Mai schlug er Ma vor, eine topographische Expedition zu unternehmen, um noch einige Lücken in einer Karte des Möruin-gol auszufüllen und gleichzeitig eine Schilderung des Geländes zu schreiben. Das wäre eine überaus verdienstvolle Arbeit, die früher oder später doch ausgeführt werden müsse. Er könne ruhig zwei oder drei Wochen wegbleiben, er, Zimmermann, würde unterdessen die Instrumente ablesen. Ma mußte sich selbst Diener und Kamel aussuchen und selbst den Proviant aus den Kisten holen.

Außer andern nahm er auch seinen eigenen Leibdienen Dotscha mit. Er hatte einen Hund bei sich und eine Pistole zur Verteidigung. Als alles fertig war, verschwand er im Walde.

Nach zwei Tagen kam der Hund zurück, und nach drei Tagen Ma selbst mit seiner kleinen Karawane. Der Diener erzählte, der Hund habe Korn gestohlen, sei dafür verprügelt worden und nach Hause gelaufen. Auf Zimmermanns Frage, warum Ma so schnell wieder umgekehrt sei, antwortete er, es wäre Hochwasser im Möruin-gol, so daß man nicht über den Fluß waten könnte. Zimmermann schlug ihm da einen anderen Weg vor, und Ma glaubte, er wolle ihn nur los sein.

„Nein“, antwortete Zimmermann, „Sie wissen sehr gut, daß ich nur Ihr Bestes will“.

„Ich kann nicht schlafen, geben Sie mir Schlappulver“.

„Es ist besser, wenn Sie sich tüchtig Bewegung machen, damit Sie müde werden und Schlaf nötig haben“.

Er erhielt ein Pulver, aber es half nichts. Er klagte ständig.

„Ich bin ein Teufel. Alle sehen mich an, alle lachen mich aus, sogar die Diener“.

Ma ging willig auf Zimmermanns Vorschläge ein, wenn er ihn beschäftigen wollte. Er kam darauf, eine Stunde am Tage einen Graben auszuheben und einen 8 Meter hohen Holzturm zu bauen, auf dem man die Windstärke lesen konnte. Bäume wurden gefällt, aufgerichtet, zusammengefügt und gestützt, und nach einigen Tagen war der Turm fertig und wurde Mitte April eingeweiht. Diese Beschäftigung hatte Ma etwas zerstreut, aber dann versiel er wieder in seine Gräbeleien und Selbstquälereien. Er hatte Angst vor sich selbst und war bange davor, mit jemand anders als Zimmermann allein zu sein.

Eines Tages klagte er:

„Ich laufe in die Wüste hinaus, ich halte es nicht länger aus“.

Sein Zustand wurde immer schlimmer. Er wurde von Furien gejagt, die ihn auslachten und verhöhnten, wie er klagte.

Man fragte sich, warum der junge Chinese, der von Beginn unserer Reise an so ruhig, taktvoll und höflich gewesen war, plötzlich geistesgestört wurde. Kurz ehe Professor Sin Ping Ch'ang und ich mit der Hauptkarawane den Edsin-gol verließen, hatte Ma zu Professor Sin geäußert, er möchte nicht allzulange auf der Station bleiben, sondern bald von einem andern Studenten abgelöst werden. Waren es die Einsamkeit und die Stille im Walde, die seine Sinne verwirrten? Es wurde später auch gesagt, er habe von zu Hause Briefe erhalten, daß seine Mutter krank war, was ihn mit Unruhe erfüllte. Was hätte Zimmermann tun können, um ihn zu retten? Er tat alles, ihn von seinen Dämonen zu befreien und zu zwingen, seine Aufmerksamkeit auf etwas anderes als sich selbst zu richten. Wenn sie gemeinsam einen längeren Ausflug hätten unternehmen können — aber sie konnten die Station nicht ganz ohne Besatzung lassen und warteten überdies auf Söderboms Rückkehr mit dem Geld.

Zimmermann schlug ihm vor, mit einigen zuverlässigen Dienern über Su-tschou und Kinscha nach Hause zu ziehen, und dieser Plan schien Ma zu gefallen. Aber nach einigen Tagen fing er wieder an zu grübeln und sagte andauernd: „Ich muß sterben, ich kann nicht mehr“.

Wieder sprach Zimmermann von dem Plan, nach Su-tschou zu reisen, wo er Söderbom treffen und von ihm 500 Dollar für die Heimreise erhalten würde. Zimmermann schrieb einen Brief an Söderbom, daß er Ma diesen Betrag übergab, und der Kranke billigte den Brief, nachdem er ihn gelesen hatte. Er beschloß, nach zwei Tagen abzureisen und wählte sich Delschung und Dotscha als Begleiter. Doch er wollte weder Ramu noch Su-tschou berühren, und Zimmermann riet ihm, eine Tagereise vor Su-tschou zu

bleiben und durch einen Diener den Brief an Söderbom zu schicken. Daß er nicht durch Ramu ziehen wollte, kam ganz unerwartet, da Dotschas Vater und Brüder dort wohnten.

„Ich breche heute auf und lege nur 10 Kilometer zurück, seien Sie so gut und senden Sie mir die Briefe, die Sie noch nicht geschrieben haben, durch einen Diener hinterher.“

Packen und Ausladen geschahen mit großer Hast. Zuletzt fehlte nur noch eine Art. Was wollte er mit meiner Art? Holzhaden für das Lagerfeuer. Er bekam also eine Art und brach dann zu der schicksalsschweren Reise aus. Er ging zu Fuß und hatte eine Karawane von sechs Kamelen. Zimmermann begleitet ihn ein Stück. Dann sagte er ihm zum letzten Mal Lebewohl und wünschte Ma eine glückliche Fahrt. Das war am 28. April.

Am Nachmittag um 6 Uhr gab Zimmermann einem Diener den Befehl, sich am folgenden Morgen bereit zu halten und mit den Briefen in das Lager zu gehen, ehe dieser aufgebrochen war. Er kam zur rechten Zeit, und Ma begrüßte ihn freundlich, nahm die Briefe entgegen und las einen von Zimmermann an ihn selbst, der ihn aufmuntern und beruhigen sollte. Dann setzte er sich hin, um eine Antwort zu schreiben, die nie beendet wurde. Sie enthielt nur eine Anweisung, wie die Post später geschickt werden sollte.

Darauf schickte er Delschung nach den Kamelen mit den Worten: „Wir wollen uns aufmachen und nach Tsondol zurückgehen“.

Nach einer halben Stunde kam Delschung mit den Lasttieren gerade in dem Augenblick ins Lager zurück, als Ma mit hochgehobener Art und schäumend vor Wut aus dem Zelt auf ihn losraste. Es war ihm sofort klar, daß es um sein Leben ging, und lief schnell wie ein Pfeil in den Wald hinein, Ma einige zehn Meter hinter ihm her. Delschung war flinker, der Abstand zwischen ihm und seinem Verfolger wuchs und als er es wagte, langsamer zu werden und sich umzusehen, erblickte er, wie der Wahnsinnige sich auf die entsetzlichste Weise mit der Art selbst zerfleischte. Delschung lief barfuß und mit blutigen Füßen die 20 Kilometer zur Station zurück in Zimmermanns Zelt und berichtete ganz außer Atem, was vorgefallen war. Zimmermann verstand, daß ein schreckliches Unglück geschehen sein mußte. Delschung hatte nicht gesehen, wo Dotscha sich befand — es war zu hoffen, daß es ihm gelungen war, sich vor der Raserei seines Herrn in Sicherheit zu bringen.

In aller Hast wurde Verbandszeug herbeigeholt, Zimmermann machte seinen Arzneikasten in Ordnung und gab seinem Leibdienen Befehl, alles andere, was nötig war, besonders eine Öllampe, einem Esel aufzuladen. Dann brachen sie auf, und Delschung zeigte ihnen den Weg. Eiligen Schrittes durchquerten sie den Wald, denn es dämmerte, und zwischen den Bäumen wurde es immer dunkler. Es war Zeit, das Licht anzuzünden. Aber wo waren die Laternen? Sie hatten sie in der Eile vergessen.

Am Morgen des 30. April machten sich sechs Mann auf den Weg: Zimmermann, Delschung, die Diener Lung und Jantia, ein Kaufmann und ein Jäger. Sie erreichten den Platz — aber wo war das Zelt? Es stand doch gestern hier zwischen den Bäumen. Aha, hier war ein schwarzer Fleck, das Zelt war verbrannt.

Zimmermann gab seinen Begleitern Befehl, stillezustehen, um nicht mit ihren Spuren in dem losen sandigen Boden eine erste Untersuchung zu erschweren. Er selbst schritt vorsichtig näher und machte dabei Aufzeichnungen. Er ging ebenso vor, wie ein Kriminalist an einem Mordplatz gehandelt haben würde.

Hier lag Dotscha mit dem Kopf und dem einen Arm, in dem erloschenen Feuer, das am Tage vorher im Zelt gebrannt hat. Seine Kleider sind verbrannt, er ist ganz nackt und tot.

Fünf Schritte vor dem Zelt liegt Ma neben einer Kiste. Auch er ist tot. Er ist vollständig bekleidet, aber ohne Mühe. An den Schläfen, Handgelenken und auf der Brust hat er sich mit der Art schreckliche Wunden zugefügt. Er sah entsetzlich aus, blutüberströmt, und war verblutet. Sieben Schritte von der Stelle, wo er lag, wurde die blutige Art gefunden. Wahrscheinlich hatte er sie weggeworfen oder fallen lassen, ehe er ohnmächtig an der Kiste niedersank. Bis 100 Meter vor dem Zelt entfernt waren Blutspuren und Spuren seiner umherirrenden, planlosen Schritte. Schließlich war er zum Zelt zurückgekehrt, wo er kurz vorher Dotscha getötet hatte.

Das Gespenst mit Stacheln.

Von Robert Michel.

Wenn ich in dem alten Schlosse zu Gaste bin, geschieht es regelmäßig, daß ich in der ersten Nacht durch Geräusche beunruhigt werde; aber am nächsten Tag läßt sich ebenso regelmäßig der nächtliche Geräuschespul auf und erweist sich als eine Tonfolge aus vollkommen natürlichen Vorgängen. Einmal waren es Marder, die sich auf dem Dachboden tummelten und dabei einen Lärm verursachten, als galoppierten apokalyptische Reiter über die Decke des Schlafzimmers. Ein andermal bearbeitete der nächtliche Wind eine knarrende offene Türe und der Resonanz

lasten des weithäufigen Gebäudes brachte die begleitenden Geräusche in solcher Verstärkung an mein Ohr, als würde immer wieder ein gestrandetes Schiff von der Brandung aus felsige Meeresteile geschleudert. Abgesehen von den fürchterlichen Aufschlägen des Schiffsrumpfes und dem Losen der Brandung vernahm man auch deutlich das Kreischen der Bordwände über das Gestein, erstarrte Pfisterse und anderes mehr. In einem Jahr fiel dann in die erste Nacht im Schloß der Kampf zweier Eulen in einem hölzernen Turm mit Blechhaube. Das ergab in der stillen Finsternis eine wahre Revolution von Geräuschen, die die stumpfste Einbildungskraft hätten in Aufruhr bringen können.

Nun, im vorigen Jahr ereignete sich in jener ersten Nacht nichts, was die friebliche ländliche Stille in Unordnung versetzt hätte, und ich empfand schon eine angenehme Befriedigung, weil ich gerade damals schlaflos auf eine Überraschung gewartet hatte. Es war so still, daß ich schließlich das seine Feilen und Bohren eines Holzturnes unterscheiden konnte, der irgendwo in einem Ballen der Zimmerbede an der Arbeit war. Je länger ich aber auf dieses zarte Geräusch hinhörte, desto mächtiger schwoll es an, bis es wie von ungeheuren gezähnten Scheren herzutreiben schien, die bei jedem Zusammenschließen einen biden Ballen durchzuschneiden vermögen. Es half nichts, daß ich mir immer wieder vorhielt, es doch nur mit einem kleinsten Tier zu tun zu haben, mit einem Wurm. Im Schlaftaumel sah ich Stüd um Stüd von jedem Dachballen abspringen und jetzt und jetzt konnte die Dede des Zimmers niederbrechen.

Das war im vorigen Jahr gewesen und heuer wollte ich mich am ersten Abend im vorhinein zumindest gegen alle Vorkentäfer und Holzwürmer wappnen und stopfte mir vor dem Niederlegen Watte in beide Ohren. Es war eine windstille Nacht, aber die ungewohnte Ruhe war nicht einmal bedrückend, denn es war Sonntag und aus der Ferne waren die Klänge einer Dorfmusik vernnehmbar, die zum Tanz aufspielte. Infolgedessen kam auch das Gebell der Hunde in den Dörfern nicht zur Ruhe. Diese friedlichen Geräusche, die ich übrigens nur gedämpft durch die dichten Wattepfropfen hörte, schalteten auch sozusagen die Möglichkeit zu spukhaftem Geschehen aus. Tatsächlich schlief ich bald ein.

Nach Mitternacht wurde ich durch ein sonderbares trampfhaftes Husten geweckt. In meiner Nachbarschaft schlief niemand. Ich konnte mir also nicht erklären, woher diese Hustenlaute kämen. Ich nahm die Wattepfropfen aus den Ohren und hörte angefrengt. Das Husten erklang nahe vor meiner Tür, also offenbar war der Hustende im Vorraum. Aber es war kein gewöhnliches Husten, sondern das verzweifelte Ausstoßen der Luft eines, dem etwa eine Fischgräte im Hals stecken geblieben ist; nicht der erste energische Versuch, sich von der Gräte zu befreien, sondern das aufgeregte, schon hoffnungslose Husten, das wohl zu einem schlimmen Ende führen muß. Sollte ich nicht hinausgehen und dem Armen zu helfen trachten? Als ich aber versuchte, mir zu diesem Husten einen Menschen vorzustellen, schrumpfte dieser Hustende in meiner Vorstellung erschreckend zusammen und es blieb nur ein winziges altes Männlein übrig; dann erst stimmten die Laute mit ihm überein. Nun, ich kannte doch alle Bewohner des Schlosses, auch von der Dienerschaft war mir niemand unbekannt. War es möglich, daß ein Fremder, unbekannt vom scharfen Wachhund, in das versperrte Gebäude eindrang? Meine Hilfsbereitschaft litt unter diesen Vorstellungen.

Indessen hatte das Husten aufgehört und andere überraschende Geräusche, die aber eigentlich nicht zu dem Husten paßten, wurden laut. Es war, als schleife jemand einen langen Draht im Vorraum umher. Bevor ich mir dazu einen Reim machte, klopfte es an meine Tür. Es war nicht ein Klopfen, mit dem man Einlaß begehrt, sondern ein unbestimmtes Klopfen, als wollte sich damit jemand versichern, daß das Zimmer unbewohnt sei. Ich rief laut: „Herein!“, obwohl ich wußte, daß ich die Tür von innen abgesperrt hatte. Die Antwort darauf war ein wiederholtes, komisches, höhnendes Schnalzen mit der Zunge. Das war ein starker Tabak! Ich sprang aus dem Bett und ging wütend zur Tür. Als ich die Hand an die Klinke legte, kratzte jemand von außen am Türholz. Das Krachen erfolgte ganz unten und war unverkennbar von den Krallen eines Tieres. Das ergab ein ganz neues Bild. Also nicht der Husten und nicht der Perumschleifer der Drähte hatte geklopft und gekratzt, sondern irgendein Tier, das vor dem randalierenden Menschen Zuflucht suchte. Eine Katze? Nein, die hätte dabei auch gemiaut. Eine Ratte wahrscheinlich. Aber einer Ratte durfte ich nicht aufpassen. Die wäre im Stande gewesen, mir ins Gesicht zu springen. Von der Angriffslust dieser Tiere hatte ich schon allerlei gehört. Oder war ich feig und die Ratte nur eine Ausrede? Ich schlich mich wieder ins Bett. Kaum hatte ich mich niedergelegt, erscholl wieder das Husten. Die Gräte satz noch im Hals fest. Dann kam das Umhergleiten von Drähten, das Schnalzen, Krachen, und all dies wiederholte sich einigemal, als wäre es auf einer Grammophonplatte, die jemand in unbegreiflicher Bosheit immer wieder vor meiner Tür abrollen ließ. Blödsinnig aber trat Ruhe ein und mich erköste bald darauf der Schlaf von jedweden Suchen nach einer Erklärung.

Die wurde mir erst am Morgen, als ich dem Kastellan von der unruhigen Nacht erzählte. Er entschuldigte sich gleich, er hätte bei seinem letzten Gang durch den Schloßhof den Wächter dabei angetroffen, wie er einen Igel gestellt hatte. Der Igel wußte sich durch Zusammenrollen vor den Angriffen des Hundes zu erwehren, aber der Kastellan wäre überzeugt gewesen, der Igel würde schließlich den Kürzeren ziehen, so habe er ihn aufgehoben und über die Nacht ins Stiegenhaus gesperrt. Das sonderbare Husten war das gewöhnliche Vellen der Igel, das Umhergleiten der Drähte war eine Gehörstäuschung, hervorgerufen dadurch, daß der Igel unter den großen niedrigen Schränken im Vorraum umhertrotz und dabei seine Stacheln an den Brettern wegte. Und das Schnalzen mit der Zunge und das Anstoßen mit der Schnauze an das Türholz waren ganz normale Lebensäußerungen eines Igels.

Nun, fürs nächste Jahr nehme ich mir vor

Auch ein Sachverständiger.

Ein Großstadtidyll von J. Herwig.

Riesige Autobusse erdröhnen durch die Straßen, schwerfällig zwischen Pferdewagen, Taxen und Radfahrern hindurch. Aber die ganze Straße hin das Klingeln der Elektrischen, das Schwirren menschlicher Stimmen. Tausende haften in ihr Büro, Tausende schlendern durch die Straßen dahin, stehen in Gruppen, Frauen blicken anhängige Reiaen vor Schaufenstern, Kinder jagen sich um die Bäume, über die Anlagen. Die helle Vormittagssonne strahlt über diesem sprudelnden Leben. Ein paar Schritte seitwärts, in die Nebenstraße hinein und alles ist still, kleinstädtisch verträumt. Das strenge Gesicht einer alten roten Kirche, am Ende der sich abwärts sentenden Straße ein Bahnhofsübergang. Darüber die wulstigen Türme, verschöckelten Mauern des Postamts. Kein Kindergeschrei, kein Hundgebell, still, mit fahlgoldenen Lichtinseln bedeckt liegt das Pflaster.

In einem kleinen Vorhof nur ist Leben. Auf einem rumpeligen Pflaster, am Fuß einer riesigen fensterlosen Hausseite, steht ein kleines, staubbedecktes Auto und zwei Männer in Hemdsärmeln hantieren daran herum. Werkzeug und allerhand technisches Gerät liegt in der Nähe, und dazwischen steht gänzlich unmotiviert eine Ente. Eine dicke weiße Ente mit gelbem Schnabel und schwarzen Augen, die wie Schuhknöpfe aussehen. Es ist keine gewöhnliche Ente, die in Gruppen auftritt und auseinanderfliehet, wenn man sich ihr nähert, sondern es ist eine besondere Ente, eine Ente mit Selbstbewußtsein. Sie ruft nicht an dem Gras, das durch die Fugen der Steine wächst, sie steht unbeweglich und beaufsichtigt die beiden arbeitenden Männer. Ihr Hinterteil ist so fett, daß sie mitunter das Gleichgewicht verliert und auf ihren ungeschickten Patschfüßen bedrohlich hin und herichwankt. Aber sie bleibt trotzdem auf der Stelle und betrachtet, den Kopf hin und herwendend, die beiden Männer bald mit dem rechten bald mit dem linken Schuhknopf. Einmal geht einer der Männer zur Seite, da wechselt sie drei Schritte hinter ihm her und bleibt mit schiefem Kopf vorwurfsvoll bei ihm stehen. Aber als er mit einem Heber zu dem Auto zurückkehrt, nimmt sie ihren Beobachtungsposten wieder ein. Da biegt ein Motorradfahrer knatternd in den Hof ein und im Nu ist es dahin mit ihrer Ruhe. Sie dringt, den Hals weit vorgereckt, die Flügel hochgerissen, mit einer Flut von Schimpfmalen auf den Mann ein. Sie kreischt, schnauzt gegen den puffenden, ratternden Motor, gegen das Gesicht des Mannes. „Was machen Sie hier? Scheren Sie sich vom Hof, stören Sie uns nicht bei unserer Arbeit.“ Der winkt ihr lustig zu, tritt zu den beiden anderen. Sie schütteln sich die Hände und vertiefen sich zu Dritt in die Untersuchung des Autos. Das Motorrad lehnt derweile, noch leise schnarrend, an der Hausmauer. Die Ente aber fühlt sich wichtig, marschiert mit wadelndem Steiß auf dem Hof hin und her, hält längere Ansprachen an das gleichmäßig ratternde Motorrad und plakt fast vor dem Gefühl der eigenen Wichtigkeit. — Unglaublich menschenähnlich wirkt sie und an so viele muß ich dabei denken, an so viele, die auf irgend einem Hof des Lebens stehen, randalieren und sich als Mittelpunkt fühlen.

Anmerkungen.

Tagebuchnotizen von R. M. Mühlbrecht.

Nichts ist bemerkenswerter als ein Mensch, der arm war, reich wurde und dennoch Mitleid mit den Armen hat.

Die Angst ist eine brutale Faust, die den Menschen die Maske vom Gesicht reißt.

Worte schlagen Menschen, Staaten, Kulturen tot — sie verdienen ihren Namen, die Schlagworte.